



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1907

3 (1907)

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Klüpper, O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

25. Jahrgang.
N. 3.

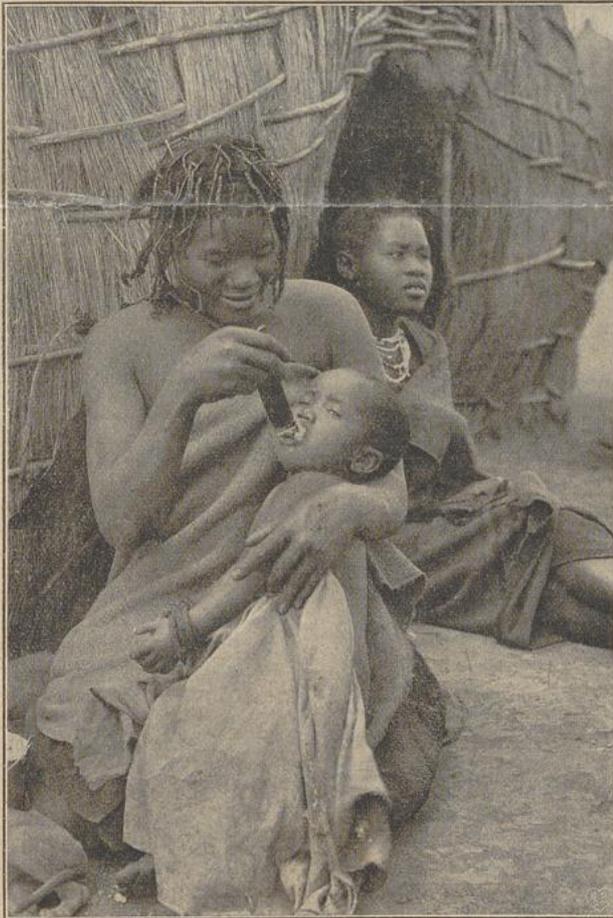
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gesandt oder von
unsern Beförderern
bezogen.

Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.

Wohlthätern wird
das Vergißmeinnicht
gratis zugesandt.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Wert zu
Gunssten der armen
Neger in Afrika.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Köln a. Rh.
März 1907.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohlthätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohlthäter
unserer Mission
werden täglich
in der Abteikirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.

Kaffrische Mutter stillt den Hunger ihres Kindes, dem sie vorsichtshalber die
Händchen zusammengebunden, mit Maisbrot.

Das 15-20 cm lange hölzerne Löffelchen ist nicht unähnlich einem Schöpfel.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannahill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Um aber den geehrten Mitarbeitern überdies noch unsere Dankbarkeit zu bezeugen, senden wir gratis und franko jeder Person, die uns wenigstens:

5 Abonnements bestellt:	1	schönes farbiges Bild „Hl. Familie“, 27×19 cm, aus der Beuroner Kunstschule,
10	1	„Hl. Josef“ auf Goldgrund, 29×16 cm, „
15	2	„Hl. Josef u. hl. Anna“ auf Goldgrund, 29×16 cm, „
20	1	großes „Hl. Familie, 53×36 cm, „
50	1	schön ausgestattete Dankesurkunde als Mitarbeiter unserer Mission, 45×33 cm, „
100	1	Associations- (Bündnis-) Diplom „ 50×44 cm,

(welche Vorteile mit den letzteren zwei verbunden sind, ist im Heft Nr. 1 auf Seite 23 erklärt.)

unter der Bedingung, daß es nachweisbar neue Abonnenten sind und der betreffende Abonnementsbetrag uns bis 1. April 1907 eingesandt wird. Das Geldporto darf abgezogen werden. Selbstverständlich nehmen wir auch nach dem 1. April noch gerne neue Abonnemente entgegen, aber die vorher erschienenen Nummern können nur so lange nachgeliefert werden, als Vorrat vorhanden ist.

Gleichzeitig bitten wir die geschätzten Mitarbeiter, welche uns Abonnemente einsenden, stets anzugeben, ob sie das „Vergißmeinnicht“ unter ihrer eigenen Adresse zu erhalten und zu verteilen wünschen oder ob es von uns an jede Person einzeln per Post gesandt werden soll, in welcher letzterem Falle wir um recht genaue, gut leserliche Adressen ersuchen (Herr, Frau, Fräulein, Stand, Wohnort, Straßennummer, nächste Post und Land).

Schneeglöckchen.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus;
Schneeglöckchen läutet: „Heraus, heraus!
Heraus, ihr Schläfer in Flur und Heid',
Es ist nicht länger Schlafenszeit!
Ihr Sänger, hervor aus Feld und Wald!
Die Blüten erwachen, sie kommen bald.
Und wer noch schlummert im Winterhaus
Zum Weben und Leben heraus, heraus!“

So läutet Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hören's wohl Schläfer allerhand;
Und läutet es fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesamt aufgewacht;
Und läutet noch immer und schweigt nicht still,
Bis auch dein Herz erwachen will. —

So öffne nun doch den engen Schrein,
Zieh aus in die junge Welt hinein,
In das große, duftige Gotteshaus!
Erschwinge dich, o Seele, und flieh hinaus
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut'!

Georg Scheuerlin.

Ein taubstummer Heirats-Kandidat.

Von Rev. P. Roiker Vorspel. O. C. R., Maria-Linden.

Im allgemeinen finden sich unter den Eingebornen Afrika's weniger krüppelhafte oder stumme und blinde Personen, als unter den zivilisierten Völkern Europa's. So fand ich z. B. nach zwanzigjähriger Missionstätigkeit in Afrika erst hier in Maria-Linden den ersten Taubstummen. Als Kind einer christlichen Mutter wurde er schon in frühester Jugend von einem Oblatenprieester getauft. Inzwischen ist er zu einem kräftigen jungen Mann herangewachsen, doch leider läßt seine christliche Erziehung und Ausbildung manches zu wünschen übrig.

Es soll zwar in Kapstadt eine Taubstummen-Anstalt für Weiße bestehen, doch Schwarze haben dort keinen Zutritt, auch wenn sie die Ausbildungskosten selbst bestreiten wollten. Meines Wissens gibt es überhaupt in ganz Afrika keine solche Anstalt für schwarze Taubstumme.

Die nächste Umgebung und die Altersgenossen unseres „Zacharias“ können sich zwar mit ihm durch

selbstgewählte Zeichen so ziemlich verständigen. Ich wünschte nur, diese Zeichen wären mit jenen der Trappisten verwandt, dann könnte auch ich mich dem guten Jungen, dem man als fleißigen Arbeiter und friedlichen Menschen allgemein das beste Zeugnis gibt, verständlich machen. So aber ist dies leider nicht der Fall.

Sein alter Vater hat sich als echter Stammgenosse der Ba-Suto sicherlich zuweilen Sorge darüber gemacht, ob dieser sein taubstummer Sohn auch würde heiraten können. Denn wo sollte sich ein Mädchen finden, das mit ihm eine Lebensverbindung eingehen würde? Doch das Glück oder vielmehr das Unglück scheint hier unserm Zacharias die Wege bahnen zu wollen. Das kam nämlich so.

Sein nächstältester Bruder verunglückte kürzlich in einer Diamantengrube in Transvaal und hinterließ bei seinem Tode eine junge, noch kinderlose Witwe. Nun haben aber die hiesigen Eingebornen Ehegebräuche, welche der alttestamentlichen Levirats-Ehe auf ein Haar gleichen. Stirbt nämlich der Mann, so muß sein Bruder die Witwe heiraten, und die zu hoffenden

Kinder werden bezüglich des Namens und der späteren Erbschaftsrechte gleichsam als Kinder ihres verstorbenen Oheims, nicht ihres natürlichen Vaters, angesehen. Man kann auch sagen: das Familienhaupt erwirbt für den Heirats-Kandidaten um den ungefähren Preis von 20 Stück Vieh ein Weib. Letzteres ist aber nicht so fast Eigentum ihres Mannes, als vielmehr der Familie, in die sie hineinheiratet; und das Familienhaupt hat das Recht, sie beim Todesfalle ihres Mannes, einem andern seiner Söhne, bezw. Verwandten zu geben.

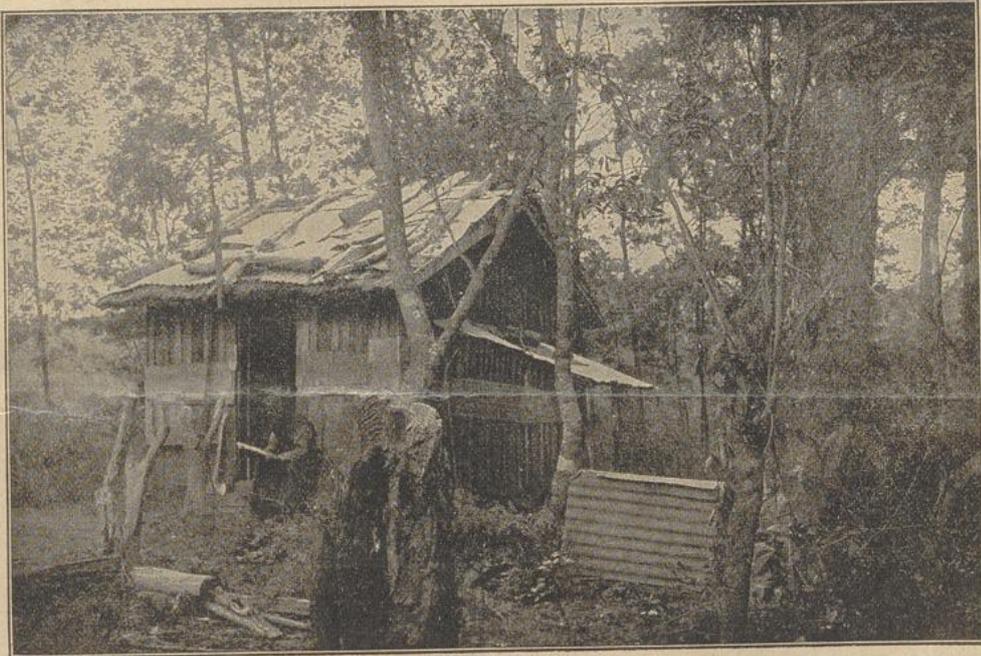
In unserm Falle liegt also nichts näher, als daß die junge, hier zufälliger Weise christliche Witwe ihrem jüngeren Schwager, dem taubstummen Zacharias werde zugewiesen werden. Jedenfalls ist ihr persönlich das auch das liebste, denn die andern Brüder sind rohe, längst verheiratete Heiden, mit denen sie als Christin

für jeden Wink, jedes Wort oder Silberbuch, das mir für besagten Zweck entweder durch direkte Sendung nach Mariamhill, Natal, oder durch eine unserer Missions-Vertretungen zugehen wird, bin ich von Herzen dankbar. So Gott will, werde ich dann später noch einmal berichten, wie es mir mit meinem schwarzen taubstummen Heirats-Kandidaten ergangen ist.

Ein neues Missionsfeld.

Von Rev. P. Solanus. O. C. R.

Mariathal. — Als im Februar 1906 bei Byrnstown der Kaffernaufstand losbrach, schaute halb Natal mit Spannung auf den großen Kaffern-Chief Mfosi, dessen ausgedehnter Kraal nur zwei Reitstunden von Mariathal entfernt ist. Die Regierung wußte, Mfosi



Eigentum Photogr. Atelier Mariamhill.

Waldhütte der Trappisten-Mission Reichenau.

absolut nicht ehelich zusammenleben dürfte. Wohl besteht auch für die Ehe mit Zacharias das Hindernis der Schwägerschaft im ersten Grad der Seitenlinie, doch für solche Fälle sind die apostolischen Vikare in Missionsländern mit weitgehenden Vollmachten versehen.

Mir nun fällt die Aufgabe zu, dem armen Taubstummen jetzt vieles klar zu machen, was er notwendig wissen sollte, denn in erster Linie wollte ich ihn jetzt auf einen würdigen Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altars vorbereiten. Nun weiß ich aber gar nicht mit Taubstummen umzugehen, habe auch gar kein einschlägiges Unterrichtsbuch in Händen. Doch ich hoffe zu Gott, er werde diese Zeilen in die Hände eines edlen Taubstummenlehrers gelangen lassen, und dieser werde die christliche Liebe und opferwillige Menschenfreundlichkeit haben, einem armen Missionär in einer so wichtigen Sache mit Rat oder Tat zu Hilfe zu kommen.

könne allein 10000 Mann ins Feld stellen — tatsächlich warteten auch seine Leute auf einen bloßen Wink von ihm, um sofort loszuschlagen — und deshalb erhielt ich vom Magistrat in Tzopo dreimal die schriftliche Aufforderung, mit meinen Brüdern und Schwestern die Station zu verlassen und ins benachbarte Lager zu fliehen. Doch wir vertrauten auf Gott und blieben. Tatsächlich war dies auch das Beste, denn kurz darauf trafen die englischen Schutztruppen in Tzopo ein, und Mfosi hielt es nicht mehr für geraten, den Kampf zu beginnen. Doch die Furcht vor ihm blieb noch lange, und kein Name unter allen Chiefs des westlichen Natals wurde in den Zeitungen so viel genannt, wie der des Mfosi.

Auch mir kam seit jener Zeit der Name des vielgenannten Chief nicht mehr aus dem Sinn. Welch ungeheurer Gewinn, dachte ich mir, wäre es doch für die hiesige Mission, wenn es gelänge, den Häuptling eines so großen Volksstammes dem Christentum ge-

neigt zu machen. Im Stillen ließ ich auch da und dort nachforschen, wie er wohl gegen die Mission gesinnt sei; doch die Nachrichten lauteten nicht günstig. Indes ließ ich meine Hoffnung, gelegentlich einmal in den Königskraal zu kommen und daselbst eine Katechese zu halten, nicht sinken.

Da hörte ich eines Tages, der Bruder des Chief sei krank. Sofort war mein Plan gefaßt: Br. Abel, unser Doktor, mußte mit mir gehen, und der Vorwand eines Krankenbesuches sollte mir den Eintritt in den Königskraal ermöglichen.

Gleich am nächsten Morgen machten wir uns in Begleitung unseres schwarzen Katecheten auf den Weg. Br. Abel nahm in seinem Ränzchen eine Menge Medicinen mit, ich aber ein Stereoskop, worin die Kreuzigung unseres Herrn zu sehen war.

Der Königskraal mit seinen vielen, vielen Hütten liegt in wildromantischer, mit dornigem Buschwerk bestandener Gegend am Abhang eines Hügel. Mitten durch das Gewoge von Bergen und Tälern, das die ganze hiesige

Landschaft charakterisiert, schlängelt sich wie ein zartes Silberband hindurch der Troppo, ein kleines Flüsschen, von dem auch das benachbarte Städtchen den Namen trägt.

Noch sahen wir den Königskraal nicht, da hörten wir schon in verschiedenen Variationen den Ehrenruf: „Bavyeli Nkos! Baba! ulizulu letu! Sei gegrüßt, o König! Du, unser Vater, unser Himmel, sei gegrüßt!“

Endlich waren wir an Ort und Stelle. Wir ließen uns anmelden, und bald darauf kam der Chief zu uns heraus. Mskofin ist ein untersechter, kräftiger Mann von ca. 30 Jahren. Er war nach englischer Sitte bekleidet, und auch sein ganzes Benehmen verrät europäische Kultur. Wie ich hörte, hatte er früher die Schule in Ladysmith besucht.

Nach der Begrüßung und dem ersten Höflichkeitsaustausch lenkte ich das Gespräch auf den kranken Bruder und stellte ihm sodann unsern Br. Abel als den weit und breit bekannten Doktor vor. Damit hatte ich nun den Nagel auf den Kopf getroffen! Er eilte sofort in die Hütte zurück, begrüßt von den stürmischen Bayet-Musen seiner schwarzen Umgebung, und kam nach kurzer Zeit, abermals donnernd begrüßt, mit seinem Bruder wieder heraus.

Wir aber war vor allem daran gelegen, in den Kraal hineinzukommen und daselbst eine Katechese zu halten. Deshalb sagte ich, die Kur müsse, wenn sie eine Wirkung haben sollte, nicht im Freien, sondern im Kraale selbst vorgenommen werden und zwar in

Begewart all seiner Männer, Weiber und Kinder, soviele die Hütte nur fassen könne. Er ging sofort auf mein Verlangen ein.

Wir gingen also zusammen in den Kraal, nochmals feierlichst begrüßt von der zehenden Ratsversammlung des allgefürchteten Mskofin. Man wies uns Ehrenplätze an, und nun begann Br. Abel seine Medikamente, Flaschen und Pulver, wenigstens dreißig an der Zahl, auszupacken und zwar so langsam und feierlich und mit solch geheimnisvollen Gesten, daß er damit jedem Kafferdoktor Ehre gemacht hätte. Das gehörte nun einmal zum Geschäft und verfehlte auch tatsächlich seine Wirkung nicht. Denn aller Augen waren voll Spannung auf den weißen Doktor und seine vielen wunderbaren Medikamente gerichtet.

Damit war nun aber auch für mich der rechte Zeitpunkt gekommen. Ich zog Chorrock und Stola an und begann:

„Groß ist unser Doktor hier! Schaut nur einmal die vielen seltsamen Flüsschen und Döschen an, von

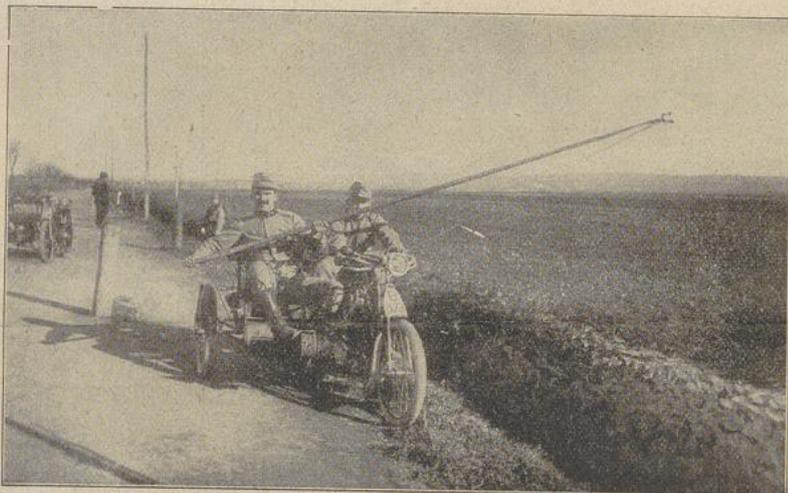
ihrem wunderbaren Inhalt und dessen Wirkung gar nicht zu reden. Groß bist auch du, o König! Deine Macht und Herrschaft erstreckt sich von den Ufern des Ilouu bis hinauf zum Umsinkulu an den Grenzen des Ostgriqualandes. Ich aber kenne einen Doktor, dessen Weisheit und Kunst alles Irdische in Schatten setzt; alle Täler wären nicht imstande, seine Medicinen aufzunehmen

und aufeinander

gehäuft, überstiegen sie die höchsten Spitzen der Berge, er ist König und seine Herrschaft reicht vom Ausgang der Sonne bis zum Niedergang, alles dienet ihm und sein Name ist Unfulunkulu, der Große-Große.

Damit war ich nun mitten in meinem Thema. Ich sprach von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, sprach von Jesus Christus, seinem eingebornen Sohn, der aus Liebe zu uns Mensch geworden und für uns am Kreuz gestorben ist. Ich zog mein Kreuzifix hervor und zeigte ihnen den lieben Heiland, wie er voll Blut und Wunden am Kreuze hing, und ließ ihnen zuletzt das Stereoskop sehen. Der Eindruck war geradezu überwältigend! Alle, der Chief seine Räte und all sein Volk, knieten mit mir nieder, salbeten die Hände und beteten mit kindlicher Einfalt die kurzen, kräftigen Gebete nach, die ich ihnen vorsprach.

Zum Schluß untersuchte Br. Abel noch seinen Patienten und verschrieb ihm eine heilsame Medizin. Alle zeigten sich hocherfreut und baten uns, bald wieder zu kommen und noch oft einen so schönen Unterricht zu halten.



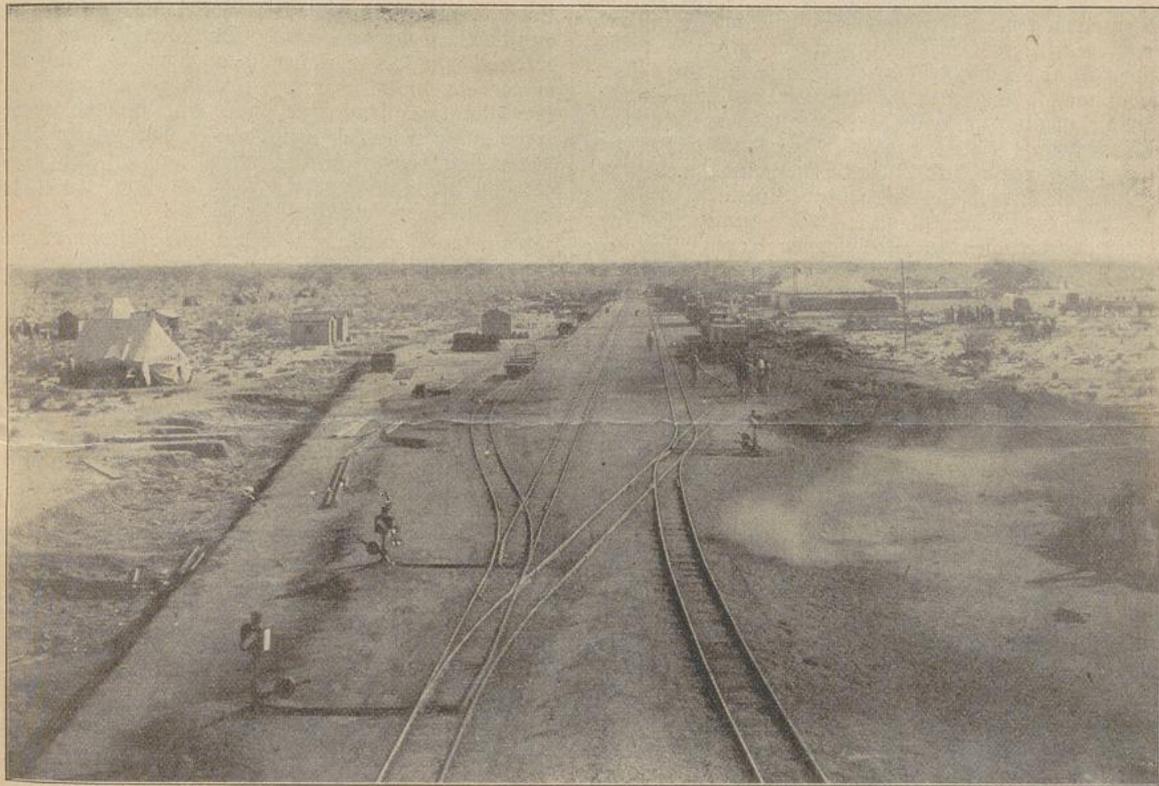
Eine neue Art der Anlegung von Telegraphenleitungen in der österreichischen Armee. Der Telegraphendraht wird während der vollen Fahrt mit dem Motorrade in den Chauffee-graben gelegt. Eine Leitung von 10 km Länge kann auf diese Weise in 20 Minuten hergestellt werden.

Ich kann nicht sagen, mit welchem Hochgefühl ich an jenem denkwürdigen Tag den Königsdraal verließ. Denn blieb mir der mächtige Chief Mskofin gewogen, so war mir ein großes Missionsfeld bei vielen Tausenden eröffnet.

Ich wollte nur, es ständen mir jetzt im heiligen Werk der Mission genügend Hilfskräfte zur Seite, denn was vermag ein einzelner Mann in der Missionierung vieler Tausender, die zudem über ein ungeheures Gebiet zerstreut wohnen? Und wenn es mir zum Schlusse erlaubt ist, bei unsern geehrten Lesern eine bescheidene Bitte vorzubringen, so ist es die: mir einige Ballen Stoff zu farbigen (blauen) Hemden zu liefern. Denn sobald der Kaffer mit Ernst

ehrteter Oberer ist Rev. P. Bernard, welcher der Mehrzahl unserer Leser als Missionär von Gardenberg bekannt ist, und der inzwischen zum Rektor von Mariazell und zum Inspektor unserer ganzen Basutomission ernannt wurde.

Ich kam mitten im afrikanischen Winter hier an. Die weiten, mit braunem, dürrer Graswuchs bestandenen Ebenen machten anfangs einen fast melancholischen Eindruck auf mich und ließen mich gar sehr das frische Grün Natal's vermissen, das zumal in der mit Bäumen und Buschwerk aller Art geschmückten Küstengegend das ganze Jahr hindurch zu finden ist; dagegen fand ich in landschaftlicher Beziehung überreichen Ersatz an den herrlichen Drakensbergen, die in nächster



Vom Eisenbahnbau in Deutsch-Südwestafrika
Der Bau der Bahn Swakopmund—Otawi. — Die Station Omaruru.

Omaruru war der Schauplatz des bekannten Gefechtes der Truppe des damaligen Hauptmanns Franke, der durch die Verleihung des Adels ausgezeichnet wurde.

daran denkt, sich dem Christentum zuzuwenden und sich dementsprechend zu bekleiden, so verschafft er sich ein Hemd.

Vor allem aber bitte ich für mich und meine Mission um das Almosen des Gebetes, damit der Herr das gute Werk, das er hier begonnen, auch vollende.

Meine ersten Missionserlebnisse in Mariazell.

Von Rev. P. Maurus, O. C. R.

Ende Juli 1906 kam ich im Auftrage meiner Obern hieher, nach Mariazell, um mich zunächst in der Basutosprache weiter auszubilden und nach und nach in die hiesigen Missionsverhältnisse einzuleben. Mein ver-

Nähe mit ihren vielgestaltigen Gipfeln und Kuppen die ganze Farm umgeben und die je nach der Beleuchtung wieder in ganz eigenartiger Form und beständig wechselnder Szenerie erscheinen.

Doch das Hauptaugenmerk des Missionärs richtet sich nicht so fast auf das Land, als vielmehr auf dessen Bewohner. So viel ich bisher sah, sind die hiesigen Missionsausichten nicht gerade ungünstig, doch wird es viele Mühe und unverdroffene, langandauernde Arbeit kosten, bis wir in der mit einer Menge protestantischer Sekten angefüllten Gegend die nötige freie Bewegung und einen gesicherten Erfolg werden errungen haben. Dabei dürfen wir uns natürlich nicht auf die nächste Umgebung von Mariazell allein beschränken, sondern müssen vor allem trachten, noch weitere auswärtige

Katechesenstellen zu errichten. Bis jetzt — ich schreibe diese Zeilen anfangs September 1906 — habe ich vier derselben kennen gelernt.

Die erste sah ich am 21. August in Begleitung des hochw. P. Bernard. Zuerst wurde Katechese gehalten, dann galt es, die Leute näher kennen zu lernen, denn P. Rektor war hier so fremd wie ich. Unter anderem traf er nun hier eine Frau, die nicht bei ihrem rechtmäßigen Manne wohnte. Doch alles Zureden und Hinweisen auf das Aergernis, das sie dadurch gebe, war umsonst. Ihre ständige Antwort lautete einfach: „Ich mag nicht!“ — Was ist in solchen Fällen zu machen? Wenn Gottes Gnade nicht das Herz bewegt und zu reuiger Umkehr führt, ist alles Predigen umsonst. —

Eine Woche später ritt ich mit P. Bernard nach einer etwas entfernteren Katechesenstelle, wo ich in einem recht armseligen Hause und an einem mehr als primitiven Altar die hl. Messe las. Mein hochw. Herr Prinzipal machte dabei den Ministranten und hielt nachher an die ziemlich zahlreiche Versammlung eine eindringliche Katechese. Alles, was wir hier sahen und hörten, ließ uns für die Zukunft das Beste hoffen; wenigstens zeigten die Leute alle recht guten Willen.

Auf dem Heimweg sollte ich die Unnehmlichkeiten eines katechetischen Ausrittes kennen lernen. Wie einmal einer unserer Brüder meinte, gibt es in dem hochgelegenen Mariazell drei Vierteljahr hindurch Sturm und ein Vierteljahr Wind. Kaum waren wir nun aufgebrochen, als der bereits scharfe Wind in einen heftigen Sturm überging. Unser Mitt ging einige Zeit über die Ebene dahin, dann in eine tiefe Schlucht hinab und auf der andern Seite steil aufwärts, gerade dem Wind entgegen. P. Bernard ritt voraus. Der von allen Seiten aufgewirbelte Sand und Staub schlug uns derart ins Gesicht, daß wir kaum noch den Weg sehen konnten.

Gerade auf der Höhe angekommen, bäumte sich mein Pferd, und im nächsten Augenblick tanzt mein Gut lustig ins Tal hinab. Ich wende den Gaul und jage dem treulosen Flüchtling nach, auf dem Wege noch ein paarmal dem P. Bernard zrusend, was aber der gute Vater, der in seinem Hardenberger zügigen

Kraal sein Gehör halb eingebüßt hatte, leider nicht hörte. Drunten im Tal fand ich meinen Gut wieder ritt zurück und sah nun zu meinem Erstaunen P. Bernard zu Fuß auf mich warten, während sein Köhler sich im nächsten Tal herumtrieb. Er hatte geglaubt, es sei mir ein Unglück begegnet, wollte sich dann nach mir umsehen, und inzwischen war ihm sein Gaul durchgegangen.

Ich ritt nun fort, sein Pferd wieder einzufangen, doch das ging nicht so leicht, wie bei dem scheu gewordenen Gut, denn das Tier sprengte, sobald meine Absicht merkte, in wildem Galopp davon und war bald außer Gesichtweite.

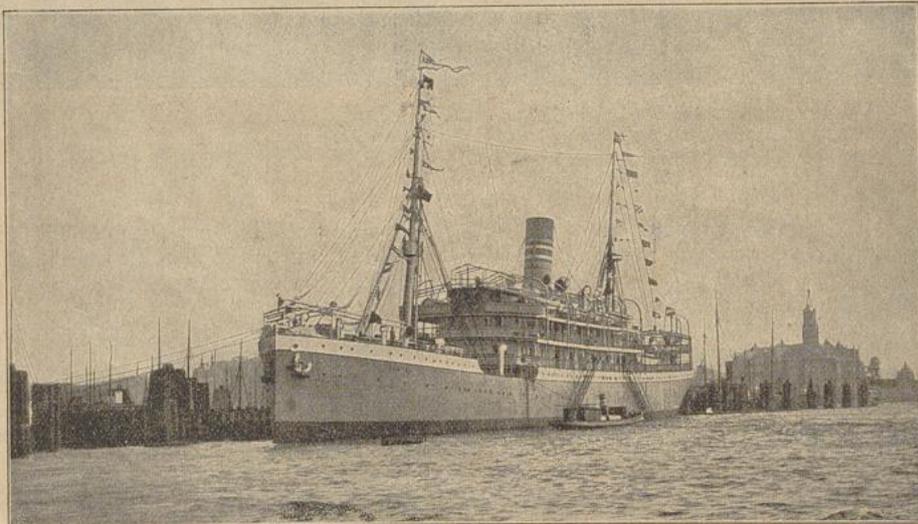
Ich kehrte zu P. Bernard zurück. Auf einmal jagte ein Windstoß meinen Gut abermals in eine Schlucht hinab, doch diesmal holte mir denselben ein dienstfertiger Kaffer herauf. Da P. Rektor in seiner opferwilligen Bescheidenheit mein Pferd, das ich wiederholt anbot, nicht annahm, jagte ich abermals dem schlimmen Ausreißer nach. Endlich fand ich ihn in einem grünen Weizenfeld, wo er von einigen handfesten Basutoburschen eingefangen und in den Stall gebracht wurde. P. Bernard aber kam erst einige Stunden später zu Fuß nach Haus.

Am nächsten Morgen ritten wir zusammen nach der dritten Katechesenstelle. Diesmal begleitete uns auch Br. Johannes, der langjährige Kaffern- und Basutokatechet. Auch hier fanden wir ein ziemlich hoffnungsvolles Arbeitsfeld. Mit Gottes Hilfe wollen wir sowohl hier, wie auf den beiden zuerst erwähnten Katechesenstellen in absehbarer Zeit eine Kapelle nebst Schule erbauen. Die staatliche Erlaubnis hiezu haben wir schon, und so hoffen wir mit der Zeit in weiterem Umkreis um unsere Station neue Missionszentren schaffen zu können.

Von der dritten Katechesenstelle aus wollten wir noch einige Christen und Katechumenen besuchen, die ziemlich weit davon entfernt wohnten, desgleichen einen Kranken. Da kamen wir nun in eine wildromantische Gegend mit tiefen Schluchten und steilen Bergen. Nur gab es hier einige Bäume und niedriges Gefträuch.

Ja Br. Johannes sprach sogar von einem Wald, den wir in der Nähe finden sollte. Bei einer besonders steilen Anstiege mußten wir unsere Pferde am Zügel nachführen. Zweimal stürzte mein Kaffern auf dem glatten Gestein und riß dabei mich selbst zu Boden. Nun schließlich kamen wir doch hinauf. Das ging es lustig weiter über Berg und Tal, nur klebte mir zuletzt die Zunge vor Durst buchstäblich am Gaumen. Doch solche Kleinigkeiten muß ein Missionär ruhig mit den Kauf nehmen.

Fünf Tage später besuchte ich mit Br. Johannes die vierte Katechesenstelle. Er



R.-P.-D. „Admiral“ der Deutsch-Ost-Afrika-Linie im Hafen von Hamburg.

(Siehe Text auf Seite 67.)

Sprachenverwirrung in Ostafrika.

Von Dr. Dionys.

Wer in Südafrika der Sulusprache mächtig ist, kann in Natal und den angrenzenden Ländern weite, weite Strecken hindurch sich überall mit den Eingebornen verständigen. Versteht er dazu noch Sesuto,

scharfer, dreistündiger Mitt brachte uns an Ort und Stelle. Es wohnt hier ein Weißer mit einer schwarzen Frau. Er ist auf einer Seite vollständig gelähmt und muß deshalb schon seit Jahren das Bett hüten. Doch die leibliche Krankheit ward ihm zum geistigen Heile. Seit mehr als Jahresfrist ist er, der frühere Calvinist, mit seiner ganzen Familie in den Schoß der katholischen Kirche

zurückgekehrt. Nur zwei bereits verheiratete Töchter halten sich bis jetzt noch ferne.

Mr. Carous — dies sein Name — ist trotz seines Leidens ein überaus leutseliger, heiterer Mann. Er gestand mir sofort offen, er habe in der katholischen Kirche einen Trost und Friedensfrieden gefunden, wie er ihn früher nie gekannt habe.

Nur hundert Schritte von seinem Haus entfernt, befindet sich eine kalvinistische Schule. Dagegen wohnen in der Nähe auch noch einige Katholiken, und unter denen, die zur Katechese gekommen waren, befand sich auch die Frau des kalvinistischen Lehrers. Unter solchen Umständen brauchen wir wohl die Hoffnung nicht aufzugeben.

Eine fünfte Katechese-stelle ist noch weitere drei Stunden von hier entfernt. Ich war noch nicht persönlich dort, hörte aber, daß die betr. Schwarzen der katholischen Religion sehr geneigt seien. Mehrere ihrer Kinder befinden sich bereits in der Missionschule zu Mariazell. Die Errichtung einer eigenen Schule in jener Gegend ist uns leider gegenwärtig unmöglich, obgleich dies dort, wo sich eine Menge protestantischer Schulen von allen möglichen Setzen findet, doppelt angezeigt wäre. Nun schließlich wird sich die Sache vielleicht doch noch machen.

Vorläufig gilt es: Nur mutig voran! Gott wird schon helfen!



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

N'Goma: Tanzende Suaheliweiber,

im untern Bild die Musiker mit ihren beim Tanze gebrauchten Instrumenten.
Tanga, Deutsch-Ost-Afrika.

so stehen ihm weitere große Bezirke offen. Ganz anders verhält sich die Sache in Deutsch-Ostafrika. Wohl hat auch hier die Swahilisprache eine gewisse Vorherrschaft erlangt, sodaß man mit deren Kenntnis auch noch im Innern des Landes, wenigstens mit den Männern, welche als Träger oder sonst in Geschäftsfachen öfters zur Küste kommen, zur Not sich

verständigen kann, obschon auch da von einer eigentlichen Unterhaltung keine Rede ist. Frauen und Kinder aber verstehen davon kaum mehr als einzelne Wörter. Muttersprache ist das Swahili nur an der Küste, im Innern aber hat fast jeder einzelne Stamm seine eigene Sprache, sodaß es wohl kaum ein zweites Land geben mag, wo so viele, grundverschiedene Sprachen gesprochen werden, wie in Ostafrika.

Steigt man z. B. in Tanga ans Land, so muß man, um mit den Eingebornen verkehren zu können, Swahili kennen. Gehen wir nun einige Meilen westwärts ins Land hinein, so treffen wir den Stamm der Wabondei mit seiner eigenen Sprache. Etwas weiter gegen Südwesten zu kommen sodann die Wazigua, welche wieder eine andere Sprache haben, noch weiter westlich die Massai mit einer Sprache, die noch völlig unerforscht ist und die sich wesentlich von denen ihrer Nachbarstämme unterscheidet. Ersteigen wir das Usambaragebirge, so treffen wir hier unsere Waschambalas, deren Sprache wenigstens so ziemlich erforscht ist. Beim Durchschreiten des Gebirges stoßen wir im Wald auf den Stamm der Wambuku, der ebenfalls seine eigene, von allen Nachbarstämmen grundverschiedene Sprache hat. So haben wir also auf der kurzen Strecke von kaum 20 bis 30 deutschen Meilen schon sechs verschiedene Sprachen, nicht etwa bloß Dialekte gefunden. Daß viele Sprachwurzeln gleich sind, und gewisse grammatikalische Regeln sich durch alle diese Neger Sprachen mit unbedeutenden Variationen hindurchziehen, ändert an der Sache nichts. So sind z. B. in Europa Italienisch, Französisch und Spanisch auch verwandte Sprachen, ebenso wie Deutsch, Englisch und Schwedisch, und doch wird niemand sagen, daß dies bloß verschiedene Dialekte seien und daß, wer die eine Sprache kenne, schnell auch die andere geläufig sprechen könne.

Audere mir bekannte Stämme mit getrennter Sprache sind die Wapare, Wataita, Watshaka und Waarusya. Wie es hierin noch weiter im Innern des Landes und im Süden der Kolonie aussieht, ist mir aus eigener Erfahrung nicht bekannt, doch hörte ich von solchen, die dort gewesen, daß es fast überall ähnlich sei.

Die Regierung hat wohl schon Versuche gemacht, die Swahili Sprache überall einzuführen, allein zwischen Plan und Ausführung ist in solchen Fragen ein weiter Weg. In den Schulen wird auch Unterricht im Deutschen gegeben. Tatsächlich lernen die Negerkinder bei richtiger Anleitung ebenso leicht deutsch, wie in den englischen Kolonien englisch, doch das ist im Vergleich zum ganzen Volk immerhin nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz. Es dürften wohl noch Generationen dahingehen, bis sich aus der gegenwärtigen Sprachverwirrung eine einzige gemeinsame Volkssprache heraus entwickelt. Welch' unschätzbare Vorteil damit auch für die Mission verbunden wäre, liegt auf der Hand.

Die Macht der Gnade bei einem jungen Heiden.

Von Schw. Margaretha.

Emmaus. — Am Feste Maria-Himmelfahrt 1906 kam ein junger, hochgewachsener Kaffer, der etwa seine 24 Jahre alt sein mochte, mit der Erklärung zu mir: „Schwester, ich habe eine wichtige Sache! Mein Herz ist ganz zerrissen und ich bin tief betrübt, denn ich habe Gott verachtet und auf seine Stimme nicht gehört!“

Auf die Frage, wie er heiße, woher er komme und inwiefern er denn auf die Stimme Gottes nicht gehört, erwiderte er: „Ich heiße Mancelane, mein Kraal mehrere Stunden von hier entfernt und liegt jenseits des Flusses i Vizi. Mit meinem Anliegen aber verhält es sich also:

Es sind jetzt drei Jahre her, daß ich mich da erstmal verheiratete. Mein Weib ist eine Christin und gehört zur anglikanischen Hochkirche. Vor einem Jahre nahm ich ein zweites Weib. Sie war heidnisch wie ich.

Nun kam da eines Tages ein getauftes Mädchen zu mir und sagte: Du mußt dich bekehren und Christ werden! Gott hat es mir im Traume gesagt.

Diese Worte drangen wie ein Donnerschlag tief in meine Seele ein. Ich war auch geneigt denselben zu gehorchen, doch das Hindernis war mein zweites Weib. Wir hatten einander so lieb, und nun sollte ich für immer fortschicken. O wie würde sie weinen und jammern! Nein, das wollte ich ihr nicht antun; auch fürchtete ich das Gerede der Leute.

Doch all meine Ruhe war seitdem dahin. Ich hatte viele schlaflose Nächte, zweimal ging ich mitten in der Nacht aus meiner Hütte heraus ins Freie und betete und schrie in meiner Herzensangst zum großen Gott. Doch es wollte kein Friede mehr einkehren in mein Herz.

Da kam mir ein anderer Gedanke und ich sagte zu mir selbst: „Ich will schon Christ werden, aber nicht jetzt. Ich will warten, bis ich Kinder bekommen habe, dann will ich mich bekehren. Und diesem Gedanken folgte ich, und das ist nun meine große Schuld, die mir so bitter das Herz zerreißt.“

Doch siehe, die Strafe ereilte mich bald. Schon nach wenigen Monaten verlor ich mein zweites Weib, der Tod hat sie hinweggerafft.

Gleich nach ihrem Hingang zog ich christlich Kleider an und ging mit meinem Groß-Weib in die englische Kirche. Doch ich fand hier keine Ruhe. Eine Stimme in meinem Herzen sagte mir: „Hamboma Romeni, gehe zu den Römischen (Trappisten), es hilft dir nichts, hier zu sein.“ Da ging ich mitten unterm Gottesdienst hinaus, und heute bin ich hieher gekommen, um einen eurer Missionäre zu fragen, was ich tun soll.“ —

Der Mann hatte mein Interesse in höchstem Grade erregt. Offenbar war hier die Gnade Gottes in ganz außergewöhnlicher Weise tätig. Ich suchte ihn zu beruhigen, soweit ich nur eben konnte und wies ihn sodann an die Missionäre im benachbarten Lourdes mit der Mahnung, getreu alles zu tun, was sie ihm sagen würden.

Er ging also nach Lourdes. Nach drei Tagen kam er von dort mit freudestrahendem Gesichte zurück. Er konnte nicht genug erzählen, wie freundlich ihn die Missionäre in Lourdes aufgenommen und wieviel Gutes und Schönes sie ihm vom christlichen Glauben erzählt hätten. Auch brachte er ein kleines Meßbüchlein mit, in dem er fleißig las. Das Lesen hatte er in Johannesburg von einem kaffrischen Freunde gelernt.

Seitdem ist Mancelane einer der eifrigsten unserer Katechumenen. Trotz der weiten Entfernung kommt er jeden Sonntag, selbst bei schlechtestem Wetter, hieher in die Kirche. Schon beim ersten Morgengrauen, oft noch bei stockfinsterner Nacht, geht er von seinem Kraale fort und trifft hier als einer der ersten Kirchenbesucher ein. Beim Gottesdienst und beim katechetischen

Unterricht, den ich ihm im Laufe des Nachmittags erteile, ist er ganz Aug und Ohr. Während des ganzen Sonntags bleibt er hier; am Montag kehrt er sodann in aller Frühe wieder in seine Heimat zurück.

In jüngster Zeit hat er sich auch noch einen kleinen kaffrischen Katechismus gekauft, in dem er fleißig lernt. In erster Linie suchte er die täglichen Gebete: das Morgen- und Abendgebet, sowie die Gebete vor und nach dem Essen sich anzueignen und betete sie sodann gewissenhaft Tag für Tag mit seiner Frau. Ich zweifle nicht, daß letztere auch bald zu uns kommen wird.

Jüngst gestand mir der wackere Mancefane: „Seitdem ich in die Kirche der Amaroma komme, ist mein Herz wieder ruhig geworden; ja ich fühle mich jetzt so glücklich, wie noch nie in meinem Leben!“

Möge der Herr das gute Werk, das er in der Seele dieses jungen Heiden begonnen, auch vollenden.

Germana.

Von P. Dominikus, O. C. R.

Auf unserer Missionsstation St. Michael kamen im August und September v. J. bei einem 17jährigen Kaffermädchen höchst merkwürdige Zustände vor, welche zuletzt alle, die persönlich Zeugen derselben waren, von der Tatsache überzeugten, daß dasselbe unlegbar vom bösen Feinde besessen war.

Schreiber dieser Zeilen trug, offen gestanden, anfangs Bedenken, diese sonderbare, den Widerspruch der halben Welt herausfordernde Affaire im Vergißmeinnicht zu publizieren; allein da wir gewohnt sind, unsere edlen Gönner und Wohltäter, für die ja in erster Linie unser Blättchen geschrieben ist, über alle bedeutenderen Vorkommnisse in unserer Mission aufzuklären, so wollten wir auch dieses nicht stillschweigend übergehen.

Der gläubige Katholik weiß, daß Besessenheit keineswegs unmöglich ist; dafür hat er das Zeugnis der heiligen Schrift und die Tradition der Kirche. Die Entscheidung im einzelnen, konkreter Fall ist allerdings äußerst schwierig, und Täuschungen können da leicht mitunterlaufen. Der kluge Seelsorger geht deshalb in solchen Dingen nur langsam und mit großer Vorsicht voran und handelt nicht ohne die ausdrückliche Vollmacht der kirchlichen Behörde.

Uebrigens wollen wir unsern einfachen, schlichten Bericht niemand aufdrängen; jedem Leser steht es durchaus frei, sich sein eigenes Urteil darüber zu bilden. Manches dürfte sich auch leicht auf natürliche Weise erklären lassen, alles aber kaum. Wie kam es, daß das Kaffermädchen plötzlich Latein verstand, daß es geraume Zeit samt den 12—15 Personen, die sich an dasselbe anklammerten, frei in die Luft erhoben wurde, und woher die plötzliche und andauernde Heilung? Doch wir wollen den Ereignissen nicht vorgreifen; nur sei noch bemerkt, daß Rev. P. Erasmus Hörner, welcher den Exorzismus vornahm und das einschlägige Material uns zusandte, sich bereit erklärte, die Wahrheit seines Berichtes im Notfall mit einem Eidschwur zu erhärten. Nun zur Sache:

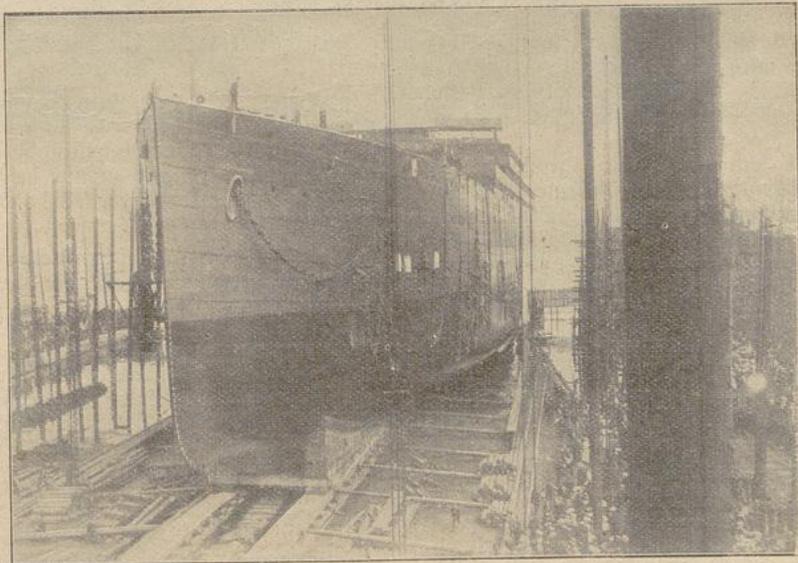
Klara Germana, das Kaffermädchen, um das es sich handelt, war schon als unmündiges Kind getauft und im zarten Alter von 4—5 Jahren in die Missionschule von St. Michael gebracht worden. Ihre Eltern waren bei der Geburt noch Heiden und standen auch später, nach ihrer Befehrung zum Christentum, in keinem guten Ruf. Der betr. Kraal ist vielmehr berüchtigt wegen des ewigen Unfriedens, Streits und Fluchens, das darin herrscht. Ein Bruder Germanas trug sich viel mit Selbstmordgedanken und starb später infolge eines Schlangenbisses schnell hinweg ohne die heiligen Sacramente.

Germana selbst ist ein schwächtiges, etwas hochaufgeschossenes Mädchen, ziemlich talentiert und eine vorzügliche Sängerin. Ihr Charakter ließ an Ruhe und Besetztheit viel zu wünschen übrig. Heute war sie ausgelassen lustig, morgen verstimmt und launisch, immer aber sehr lebhaft, leicht erregbar und zum Zorn geneigt. Nach ihrer ersten hl. Kommunion hielt sie sich eine Zeitlang recht gut, fiel dann aber in den alten Leichtsin zurück und weigerte sich oft lange, wieder zur hl. Kommunion zu gehen. Zuletzt bekam sie

etwas Sonderbares in ihrem ganzen Wesen und fiel allen durch den unheimlichen Glanz ihrer Augen auf.

Am 5. Juli 1906 übergab sie ihrem zeitweiligen Beichtvater Rev. P. Erasmus nach langem Drängen, öffentlich und mit der Erlaubnis danach reden und handeln zu dürfen, einen Zettel, der nichts anderes war, als eine Beschreibung an den bösen Feind.

—Wie das arme, verblendete Mädchen dazu kam, ist uns allen ein Rätsel. Das Böse ist eben



Englands Kampf um das Uebergewicht seiner Handelsflotte über diejenige Deutschlands.

Der Stapellauf des neuen englischen Riesendampfers „Mauretania“.

Der Dampfer „Mauretania“ ist zurzeit das größte Schiff der Welt und im Wettbewerb gegen die deutschen transatlantischen Dampfschiffahrts-Gesellschaften erbaut. Dieser gewaltige Passagier-Dampfer gehört der englischen Dampfergesellschaft Cunard-Linie an. Seine Dimensionen sind von imponierender Größe, nämlich: Länge 790 Fuß, Breite 88 Fuß, Deplazement (Wasser-Verdrängung) 45,000 Tonnen (1 Tonne = 20 Ztr.).

überall wirksam, auch bei den Neubekehrten, und auch auf dem Acker der Mission wächst Unkraut unter dem Weizen.

Zehn Tage später kam P. Erasmus als Missionär nach Himmelberg, der Filiale von St. Michael. Rev. P. Mansuet, der Rektor von St. Michael, war um jene Zeit eben in Mariannahill. Germana aber geberdete sich zuweilen in der Nacht wie wahnsinnig. Alles Zureden war umsonst; sie schrie und tobte: „Ich bin verloren! Ich habe unwürdig gebeichtet und kommuniert! Ich muß mich erhängen; Satan ruft mich!“ Wohl wurde sie später etwas ruhiger; doch ihr unheimliches Wesen blieb und zur hl. Kommunion ging sie nicht mehr.

Am St. Bernardstag (20. August 1906) traf sie Schwester Juliana nach der hl. Messe in großer Aufregung. Germana tobte, riß ihr Oberkleid in Stücke, faßte eine Säule der Bettlager und rüttelte daran, daß alles frachte.

Dabei knirschte sie mit den Zähnen, knurrte und bellte wie ein Hund, grunzte wie ein Schwein und schrie um Hilfe:

„Schwester, rufe mir den P. Erasmus!“

Ich muß beichten und will nun alles sagen. Aber schnell, denn sonst wird Satan mich töten. Er hat Gewalt über mich. Ich habe nichts Geweihtes mehr, denn die Medaillen, die du mir umgehängt, habe ich weggeworfen.“

Die erschrockene Schwester band ihr sofort ein Agnus Dei, eine Reliquientapsel nebst einer Medaille der Unbefleckten Empfängnis und des hl. Benedikt um den Hals und besprengte sie mit Weihwasser. Da aber schrie sie laut auf: „O Schwester uyangilshisa, du brennst mich! Laß den P. Erasmus kommen, er allein kann mir helfen!“

Man schickte nach P. Erasmus. Dieser aber lag an Fieber krank und zögerte daher zu kommen. Da jedoch die Nachrichten von St. Michael immer dringender lauteten, kam er schließlich doch. Er fand Germana mitten unter 12–15 Mädchen und drei Schwestern in rasendem Disput mit einem Unsichtbaren. Es war, als ob zwei Personen aus dem tobenden Mädchen sprächen. Die eine schrie: „Jetzt ist unsere Stunde gekommen! Viele werden jetzt aus der Hölle auf die Erde gesandt, um Seelen zu versuchen, zu quälen und zu verführen! Wehe dir, Germana! Bis jetzt war ich allein, nun aber kommen viele, dich zu quälen. Sie sind schon vor der Türe und kommen nun zu mir!“

Germana aber rief: „Was habt ihr mit mir zu schaffen? Ich kann nichts dafür! Die Schwestern

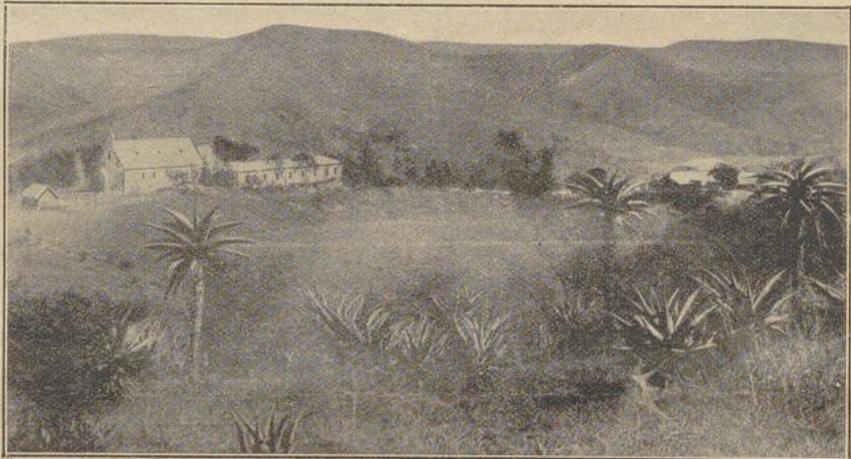
haben den Priester gerufen. Das Schwerste aber habe ich ihm noch nicht gesagt!“

P. Erasmus gab dem armen Mädchen den heiligen Segen. Germana blickte ihn scharf an und sagte dann: „Soll ich es diesem da sagen? Darf ich sagen? Ich sage es doch; ich bin der Sache nun müde, denn du plagst mich zu sehr. Auch hat er die Verschreibung, welche du zurück verlangtest. Frage ihn; er hat sie mitgenommen. . . . O der in mir ist das ist ein Großer! Er quält mich schrecklich; Satan ist sein Name!“

Erasmus: „Wer bist du denn?“ — „Yimina, ich bin es.“

„Bist du Germana?“ — „Nein, ich bin nicht Germana.“

Später sagte der Unsichtbare: „Ich muß heraus, doch Germana ist mein, ich bekomme sie doch! . . . Tu das Bild dort weg (Unbefleckte Empfängnis); es ist Maria. Die hat uns den Kopf zertrreten. Weg mit ihr! Seht ihr die Schlange unter ihren Füßen? Das ist er, der Unsere, in yoka, der Drache.“ Bei diesen Worten



Eigentum Photogr. Atelier Mariannahill.

Unsere Missionsstation St. Michel.

ten stieß das Mädchen ein wildes, teuflisches Lachen aus.

Germana: „Ich habe dem Satan gerufen und er kam zu mir. Viermal habe ich würdig kommuniert, dann aber immer sakrilegisch, auch habe ich es nie bekannt, daß „Fener“ zu mir gekommen. Ich bin verloren! Ich muß verzweifeln! O Verzweifeln ist schrecklich!“

„Nun kam wieder das schreckliche Heulen, Grunzen, Bellen und Toben, von dem wir oben gesprochen.“

P. Erasmus stellte neuerdings die Frage: „Wer bist du?“

Antwort: „Ich bin Satan! Unser inkosi (König) ist Luzifer. Seine Macht ist groß und unzählige Untergebene (abancane) dienen ihm. Wir wurden aus dem Himmel in die Hölle verstoßen, obschon unsere Sünden nicht so groß sind, als die vieler Menschen.“

Priester: „Gibt es eine Hölle?“

Unsichtbarer: „Ja, es gibt eine Hölle. Das Feuer darin leuchtet nicht, es ist dunkel, schwarz und keineswegs mit eurem Feuer zu vergleichen. Es brennt ganz entsetzlich und dennoch ist eisige Kälte dabei; und trotz der Dunkelheit sehen wir einander.“

Christus hat uns überwunden durch seinen Tod am Kreuze. Wir hassen ihn, denn er hat bei seinem

Tod die Höllepforten fest verschlossen. Jetzt aber sind viele Geister auf Erden, um die Menschen zu verführen. Christus wird wieder kommen am jüngsten Tag; dann werden wir nochmals gerichtet im Angesicht der ganzen Welt. Wir glauben an Gott, aber wir hassen ihn.“ (Das Mädchen knirschte dabei mit den Zähnen.)

Wenn man ihr die Stola um den Hals legte, schrie sie: „Weg mit der Stola! Sie ist so schwer und drückt mich gewaltig. Weg damit!“ — Gab man ihr Weihwasser, so klagte sie: „O, o laß mich! Das brennt, das brennt!“

Auf das Gebot des Priesters schwieg sie und befragt, antwortete sie. Zuweilen jedoch sträubte sie sich ganz gewaltig, und die Worte kamen dann wie gezwungen, knirschend, stoßweise und voll Wut aus ihrem Mund.

Farbe wechselten. Desters mußte ihr P. Erasmus im strengsten Tone Stillschweigen gebieten, weshalb sie manchmal hinzufügte: „Ich bin vom Priester gebunden; wäre ich das nicht, so würde ich euch schreckliche Dinge sagen.“

Besonders scharf nahm sie zwei junge auswärtige Burschen, Ludwig und Franz, her. Die beiden gingen ganz erschüttert in die Kirche und legten eine reuige Beichte ab. Ähnlich erging es zwei aus der Schule entlaufenen Mädchen Kordula und Kreszentia. Kordula zitterte am ganzen Leib, als ihr der Unsichtbare öffentlich all ihre Schandtaten vorhielt; sie wurde wachsbleich und konnte kein Wort hervorbringen. Zu einem Agnesmädchen von Himmelberg sagte sie: „Du bist jetzt all right (ganz gut), aber glaubst du so zu bleiben? Paß auf, wir kriegen dich!“

Besonders auffällig benahm sie sich gegen ein Mädchen, das früher ihre intime Freundin gewesen war und das schon lange nicht mehr zum Beichten ging. Als sie ins Zimmer trat, sprang Germana auf, ergriff jene bei der Hand und setzte sich mit ihr auf eine Bank nieder. Sie hätschelte und streichelte sie gar freundlich und sagte: „Ja, du bist mein! Du folgst mir gerade nach Wunsch. Du bist meine Sklavin.“ Dann legte sie ihren Arm um deren Hals und klopfte ihr vertraulich auf die Schulter mit den Worten: „Wena umgane wami, du bist meine Genossin.“ Zuletzt

flüsterte sie ihr ins Ohr: „Beichte ja nicht, beichte nicht; das ist böse!“

Die Betreffende ging verblüfft nach Hause und beichtete sich, wieder eine gute Beichte abzulegen. Außerem Erfolg hat demnach der böse Feind mit all diesen außerordentlichen Sachen wenig gehabt. Im Gegenteil, nie gingen in St. Michael so viele Schulkinder und erwachsene Neubekehrte zu den hl. Sakramenten als gerade in jenen Tagen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

Mit Erlaubnis des Verfassers.

Stammt der Mensch vom Affen ab?

Die Sozialdemokraten verbreiten diese von ungläubigen Gelehrten erfundene, aber von anderer Seite wieder aufgegebene Lehre unter die breiten Massen des



Eigentum Photogr. Atelier Mariamhill.

Eine Klasse unserer Missionschulen in Tzenstochau.

Rechts die hochw. P. Gerard und P. Valutin.

Zuweilen klatschte sie in die Hände, stieß ein schalendes Gelächter aus und stellte verführerische Fragen: „Hast du Gott gesehen? Wie kannst denn du glauben, daß ein Gott existiert, den du nie siehst? Was ist der Glaube? Was heißt glauben? Du glaubst, was du nie gesehen hast! O Dummheit! He, he, he!“ Und dabei lachte sie ganz unbändig.

Dabei bat Germana wieder um das Gebet aller, namentlich um hl. Messen, damit sie bald befreit würde. Der Unsichtbare aber fiel ihr ins Wort: „Schweig, Germana, du bist mein. Schweig! Sonst — uzaubona, wirst du sehen!“

In den folgenden Tagen sagte Germana vieles, was sie natürlicher Weise unmöglich wissen konnte, z. B. was da und dort im Geheimen geschah. Mehrere Burschen und Mädchen, zumal solchen, die aus der Schule entlaufen waren, sagte sie die in der Beicht verschwiegenen Sünden öffentlich ins Gesicht, so daß die Betroffenen vor Angst und Schrecken die

Volk, um damit die biblische Schöpfungsgeschichte als unrichtig darzustellen. Sie sagen:

Der Mensch hat so viele Ähnlichkeit mit dem Affen, daß wir ganz richtig schließen, er stammt vom Affen ab.

Darauf antworten wir:

1. Das Pferd hat soviel Ähnlichkeit mit dem Esel, so daß wir ganz richtig schließen, das Pferd stammt vom Esel ab!

So schließt nun in Wirklichkeit kaum jemand. Warum schließt man denn aus der bloßen Ähnlichkeit, daß der Mensch vom Affen abstamme? Hat man denn ein solch großes Interesse daran, den Menschen zum Nachkommen einer Bestie zu erniedrigen? Richtiger sagen wir:

2. Es herrscht soviel Unähnlichkeit zwischen dem Menschen und dem Affen, daß der Mensch nicht vom Affen abstammen kann.



Aus B. Köhler's Kunstverlag in M. Gladbach.

Ecce homo & Mater dolorosa.

Die Unähnlichkeit besteht vor allem darin, daß der Mensch eine mit Vernunft und freiem Willen begabte Seele besitzt, der Affe nicht. Beweis dafür ist, daß der Mensch durch sein vernünftiges Denken von Erfindung zu Erfindung fortschreitet, während der Affe, ebenso wie die übrigen Tiere, kraft des Instinktes jetzt ebenso handelt, wie vor Jahrtausenden; er hat nie gelernt, Häuser zu bauen, seine Nahrung zu kochen usw. Sein bloßer Nachahmungstrieb gestattet keinen Schluß auf vernünftiges Denken.

Doch auch der Körperbau des Menschen und des Affen, insbesondere die Größe des Gehirns, ist so verschieden, daß eine Abstammung des Menschen vom Affen nicht anzunehmen ist. Jedenfalls müßten wir, wenn diese Abstammung wirklich stattgefunden hätte, Uebergangsstufen finden, welche den allmählichen Uebergang vom Affen zum Menschen bekundeten. Aber derartige Uebergangsstufen finden sich nicht, weder in den Ueberresten innerhalb der Erde, noch auch bei den jetzt lebenden Tieren oder Menschen.

Sogar der bekannte Prof. Virchow, welcher doch dem christlichen Glauben ganz fern steht, erklärt in seinem Werke „Die Freiheit der Wissenschaft“ (S. 30, 31): „Wenn wir diesen quarternären, fossilen Menschen, der doch unsern Urahnen in der Descendenz- oder eigentlich in der Ascendenzreihe näher stehen müßte, studieren, so finden wir immer wieder einen Menschen, wie wir es auch sind. Noch vor zehn Jahren, wenn man etwa einen Schädel im Dorf fand oder in Pfahlbauten oder in alten Höhlen, glaubte man wunderbare Merkmale eines wilden, noch ganz unentwickelten Zustandes an ihm zu sehen. Man witterte eben

Affenlust. Allein das hat sich allmählich immer mehr verloren. Die alten Troglodyten, Pfahlbauern und Torfleute erweisen sich als eine ganz respektable Gesellschaft. Sie haben Köpfe von solcher Größe, daß wohl mancher Lebende sich glücklich schätzen würde, einen ähnlichen zu besitzen. Unsere französischen Nachbarn haben freilich davor gewarnt, daß man nicht aus diesen großen Köpfen zu viel schließen möchte, es könnte ja sein, daß in denselben nicht bloß Nervensubstanz gewesen sei, sondern daß die alten Gehirne mehr Zwischengewebe gehabt hätten, als jetzt gebräuchlich ist, und daß ihre Nervensubstanz trotz der Größe des Gehirns auf einem niedern Standpunkt der Entwicklung geblieben sei. Indes ist das nur eine freundschaftliche Unterhaltung, die einigermaßen zur Stillung schwacher Gemüter geführt wird. Im ganzen müßten wir wirklich anerkennen, es fehlt jeder fossile Typus einer niedern menschlichen Entwicklung. Ja, wenn wir die Summe der bis jetzt bekannten fossilen Menschen zusammennehmen und sie parallel stellen dem, was die Jetztzeit darbietet, so können wir entschieden behaupten, daß unter den lebenden Menschen eine viel größere Zahl relativ niedrigstehender Individuen vorhanden ist, als unter den bis jetzt bekannten fossilen. Ob gerade die höchsten Genies der Quarternärzeit das Glück gehabt haben, uns erhalten zu werden, das wage ich nicht zu vermuten. Gewöhnlich schließt man aus der Beschaffenheit eines einzelnen fossilen Objektes auf die Mehrzahl der anderen, nicht gefundenen. Ich will das jedoch nicht tun. Ich will nicht behaupten, daß die ganze Rasse so gut war, wie die paar Schädel, die übrig geblieben sind. Aber ich muß sagen: irgend ein fossiler Affenschädel oder Affenmenschenhädel, der wirklich einem menschlichen Besitzer angehört haben könnte, ist noch nie gefunden worden. Jeder Zuwachs, welchen wir in dem materiellen Bestande der zu diskutierenden Objekte gewonnen haben, hat uns von dem gestellten Problem weiter entfernt. . . Wir können nicht lehren, wir können es nicht als eine Errungenschaft der Wissenschaft bezeichnen, daß der Mensch vom Affen oder von irgend einem andern Tier abstamme.“ (Fortsetzung folgt.)

Jodelnde Neger. — Aus Pratoria (Hauptstadt von Transvaal) schreibt man: Jawohl das ist kein Ausländer, es gibt in Afrika urchte, einheimische Jodeler. Darüber staunt man in Europa wohl noch mehr als über die radsahrenden Hottentottenweiber, die längst existieren. Wie im hiesigen Liederklub ein in jeder Beziehung ehrenwerter, bekannter Ingenieur erzählte, wird im hohen Gebirgsland von Mozambik, südlich des Zambesi, auch im Mashonalande, stülgerecht gejodelt. Die Juchzer sind so echt, versichert der Gewährsmann, daß man sich ohne weiteres in das Zillertal oder sonst nach Tirol versetzt meint und zuversichtlich erwartet, beim Biegen um die Felsecke einem Jäger oder Sennhirten mit grünen Strümpfen, Lederhose und Spielhahnsfeder auf dem Hute zu begegnen. Aber nein! Der Kerl, manchmal sind es auch Damen, hat außer seiner schwarzen Haut knapp noch das Notwendigste an, jodelt aber ganz ausgezeichnet. Die Tiroler Jodeler werden darob den Kopf schütteln, wenn sie das hören, es ist aber tatsächlich so. (Dafür können die Negerjodeler sicherlich nicht schuhplatterln. Anm. d. Setzers.)



Jugendjahre des hl. Joseph.

(Fortsetzung.)

Ein Freund aus Bethlehem hatte dem hl. Joseph bei seiner Flucht aus dem elterlichen Hause andere Kleider gebracht. Zuerst betrieb der Heilige in Libona das Zimmerhandwerk. Er arbeitete bei einer sehr armen Familie um den Lebensunterhalt. Der Mann verfertigte einfache Flechtwände, und der hl. Joseph leistete ihm dabei ganz demütig jegliche Hilfe.

Seine Eltern hatten anfangs geglaubt, er sei geraubt worden. Später kundschafteten ihn seine Brüder aus und bereiteten ihm manchen Verdruß. Dennoch blieb er bei den armen Leuten und bei der geringen Beschäftigung, deren die Seinigen sich schämten.

Die göttliche Vorsehung führte ihn sodann nach Thanach. Es war da eine wohlhabende Familie, und Joseph hatte für sie bessere Arbeit zu machen. Thanach war ein kleines Dörfchen; doch hatte es eine Synagoge. Joseph lebte sehr fromm und demütig, und alle Leute hatten ihn recht lieb und wert. Zuletzt arbeitete er für einen Mann in Tiberias, wo er allein in einem Hause am Wasser wohnte.

Seine Eltern waren schon längere Zeit tot und seine Brüder zerstreut; nur zwei wohnten noch in Bethlehem. Das väterliche Haus war in andere Hände und die ganze Familie in schnellen Verfall gekommen. Joseph war sehr fromm und betete viel um die Ankunft des Messias; auch trug er eine große Scheu vor dem weiblichen Geschlecht.

Kurz, bevor er zur Vermählung mit Maria nach Jerusalem gerufen wurde, war er im Begriffe, sich noch einen einsameren Winkel zum Gebet in seiner Wohnung einzurichten. Da erschien ihm ein Engel im Gebete und sagte ihm, er solle dies nicht tun; denn wie einstens der Patriarch Joseph in Aegypten durch Gottes Fügung der Verwalter über die Kornkammern im Aegyptenlande geworden, so solle nun auch ihm das Kornhaus des Heiles anvertraut werden.

Joseph verstand das in seiner Demut gar nicht und begab sich ins Gebet. Endlich wurde er nach Jerusalem berufen, um mit der allerseeligsten Jungfrau vermählt zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glaube ist das Leben der Seele.

Gehe zurück bis zu den frühesten Empörungen, Revolutionen und Statsumwälzungen, und du wirst erkennen, daß ihr Ursprung in dem kleinen Wörtlein „Warum?“ zu finden ist. Auflehnung ist die stärkste Gewalt und das erste Verbrechen des Menschengeschlechtes.

Sehr richtig ist das Wort: „Schließe deine Augen, und du wirst sehen!“ Ein berühmter Mann, der den hl. Glauben verloren, seufzte eines Tages: „Mein Unglück ist, daß ich ein Gelehrter bin; denn daher kommt es, daß ich vernünftle. Wer vernünftelt, der zweifelt, und zweifeln ist soviel wie leiden. Ich bin rings von Gesang und Freuden und Blumen umgeben, und dennoch wird meine Seele von Traurigkeit gequält. O Gott, gib mir den Glauben meiner Kindheit wieder!“

Der Glaube ist in der Tat das Leben unserer Seele. Er strömet in die Adern des Verstandes und des Willens und versieht alle Kanäle unserer Seele mit stets neuen Erleuchtungen und sacht das Feuer der Liebe immer von neuem an; denn der Glaube verbindet das Herz mit dem Urquell aller Freude und jeglicher Stärke: mit Gott dem hl. Geiste.

Es gibt nur ein Mittel, ein wahrer Christ zu sein, nur ein Mittel, die Familie, das Vaterland und die soziale Ordnung aufrecht zu erhalten, und dieses ist: das Evangelium und die Beobachtung all seiner Vorschriften.

Darum glaube und lebe vom Glauben! Liebe, diene und bete Jesus Christus an am hellen Tag, d. h. unerschrocken und vor aller Augen!

Nur zehn Pfennig.

„Was für ein hübscher Kuchen, Mutter! und er kostet nur zehn Pfennig. Wolltest Du mir nicht zehn Pfennig geben? Ich möchte ihn gar so gerne kaufen“, sagte Mariechen, indem sie mit flehenden Blicken auf das abgehärmte, aber dennoch freundliche und sanfte Antlitz ihrer Mutter schaute. — „Ich habe keine zehn Pfennige zum Kuchenkaufen, mein liebes Kind. Ich habe gerade Geld genug, um für Dich Brot kaufen zu können.“

„O!“ seufzte Mariechen und blickte begierig auf das Schaufenster, hinter welchem die Leckerbissen mit Früchten so zierlich aufgestellt waren, daß sie dem armen Kinde die größten Versuchungen bereiteten. Derstuchen, den Mariechen so sehnlichst



Aus B. Kühlen's Kunstverlag
in M. Gladbach.

Vermählung des hl. Joseph
mit Maria.



Aus B. Kühlen's Kunstverlag
in M. Gladbach.

hl. Joseph und Jesukind.

wünschte, war in der ersten Reihe und wenn er auch nur halb so wohlschmeckend war, als er aussah, so war er immerhin sehr billig.

Aber die große, blasser Frau ergriff die Hand des Kindes und hielt sie so fest, daß das Mädchen zur Ueberzeugung kam, daß alle weiteren Bitten vergeblich seien, weshalb es ruhig seines Weges ging. Bald darauf erreichten beide den Laden, wo Mariechens Mutter ihre feinen Näharbeiten abgab. Sie war eine geschickte Näherin, und diese Beschäftigung war für sie, eine arme Witwe die einzige Quelle, aus der sie und ihr Kind den nötigen Lebensunterhalt gewann.

Die Arbeit war bezahlt, Mutter und Kind traten daher auf einer anderen Straße den Heimweg an. In geringer Entfernung von ihrem Häuschen hörten die beiden einen wehmütigen Gesang, der die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregte. Sie erblickten einen armen, bresthaften Mann, welcher auf sie zukam. Der Hunger schaute aus seinen tief liegenden Augen. Als die Witwe sah, daß sich niemand um die in Liedform vorgebrachte Bitte kümmerte, griff sie in ihre Tasche und zog ein Zehnpennigstück hervor. „Laufe, Mariechen“, sagte sie, „und bring das Geld dem armen Mann!“

Mariechen, darüber erstaunt, daß die Mutter einem Fremden schenke, was sie ihr soeben verweigert hatte, nahm das Zehnpennigstück, aber sie war nichts weniger als eifertig. Der Mann hatte sich unterdessen entfernt, und sie folgte ihm langsam in derselben Richtung, woher sie gekommen waren, während ihre Mutter den Schlüssel aus der Tasche zog und die Türe öffnete.

Kurze Zeit darnach wurde das Kind vom Fieber ergriffen. Die schönen himmelblauen Augen schienen ganz verwildert, und sein kleiner, heißer Kopf schob seine Haarlocken auf dem Kissen hin und her. Eines Tages erstarrte gegen Abend der ungestüme Blick, und die trockene Zunge versuchte vergebens, etwas, was das arme Kindesherz beschwerte, auszusprechen. Die Mutter neigte sich in tiefster Betrübniß und Angst über ihr sterbendes Kind. Am nächsten Morgen war das kleine Mariechen schon eine Leiche. Der Mutter bereitete die Unruhe und die Reue, welche in des

Kindes Angesicht noch in den letzten Augenblicken sichtbar waren, noch mehr Kummer als selbst der Verlust ihres holden Kindes. „Was war es, fragte sie sich, was das Kind während seiner Krankheit zu sagen versuchte? Was bedeutete die tiefe Reue in seinen lieblichen, blauen Augen? Als sie im anstoßenden Zimmer das kleine Totenkleid, das sie mit ihren Tränen benetzte, auseinanderbreitete, öffnete sich die Türe, und ein Priester trat ein. Mit einem Aufschrei



Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, mit seiner Gattin Sophie Fürstin von Hohenberg und seinen drei Kindern, Prinzessin Sophie, Fürst Maximilian und Fürst Ernst Alphon.

der Verwunderung erhob sich die Witwe. Schon lange, lange hatte sie diesen ihren teuren Bruder, welcher viele Jahre in einer fernem Mission am Heile der Seelen wirkte, nicht mehr gesehen, und gerade jetzt kam er, als sie seiner Hilfe am meisten bedurfte. Stunden schienen ihr so schnell wie Minuten zu vergehen. Er hatte das kleine Mariechen nicht gekannt, aber es tröstete die Mutter ungemein, einem so freundlichen und teilnehmenden Zuhörer einen ausführlichen Bericht über ihr kurzes Leben erstatten zu dürfen.

„Aber wer war das kleine Mädchen mit den goldgelben Haarlocken, welches soeben durch das Zimmer ging?“ fragte er schließlich.

„Was? Ein kleines Mädchen!“

„Ein Kind mit goldgelben Haarlocken und himmelblauen Augen. Solltest Du es nicht gesehen haben? Unmöglich!“

„Ich habe nichts gesehen. Es ist kein Kind hier“, erwiderte Witwe Harison in tiefster Mühnung, denn diese Beschreibung stürzte sie in neue Angst.

„Es trug ein braunes Kleid“, fuhr der Priester fort, „und es hatte einen so flehenden Blick! Hier ist es wieder!“ Er erhob sich schnell und ging in das angrenzende Zimmer, seine Schwester folgte ihm. Es war das Zimmer, in dem Mariechens Leiche auf dem Paradebett lag. Die arme Mutter sah nichts als die starre Leiche, der Priester aber beobachtete mit großer Spannung einen anderen Vorgang. Ein Kind, das Mariechen im Leben ganz ähnlich war, kniete nieder und suchte einen verlorenen Gegenstand; es befand sich offenbar in großer Not, als es denselben nicht finden konnte. Der Priester ging zu der Stelle und suchte nach. „Ist es das?“ fragte er schließlich, ein Zehnpennigstück in die Höhe haltend. Die Mutter

war für den Augenblick ganz verwirrt, denn es trat ihr unwillkürlich der Vorfall vor Mariechens Krankheit vor die Seele. Der verlangte Kuchen, — der nur zehn Pfennig kostete; — der lahme Mann, dem sie zehn Pfennig gegeben hatte; die darauf folgende Not und Angst, als das Kind nicht mehr imstande

war, deutlich zu sprechen. Es war ihr jetzt alles klar. Mariechen war damals in großer Versuchung und hatte in dieselbe eingewilligt. Aber sie konnte nicht eher Ruhe finden, bis sie die gestohlenen zehn Pfennige wieder zurückgegeben hatte. — Später erschien sie nie wieder.

Zur Unterhaltung und Belehrung.

Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Mopos erste Bedrängnisse.

Meine arme Mutter bekam von dem Schlag, den ihr der freche Knabe versetzt hatte, eine bössartige Wunde, die jeder Heilung widerstand, Krebsartig um sich griff und zuletzt ins Gehirn eindrang. Eines Tages brach sie tot zusammen. O wie weinte ich, als ich sie so kalt und steif am Boden liegen sah und keinen Laut mehr von ihr vernahm, die ich so sehr geliebt hatte. Und wie bald fand ich die gute Mutter, die man so kalt und herzlos in den Boden verscharrte, allgemein vergessen! Baleka, meine Schwester, war noch zu klein, um ihren Verlust zu fühlen, und mein Vater nahm bald darauf eine junge Frau und schien mit ihr wohl zufrieden.

Ich aber fühlte mich seitdem sehr unglücklich. Meine Brüder liebten mich nicht, denn ich war klüger als sie, verstand den Assagai gewandter zu werfen und übertraf jeden im Wettlauf. Sogar den Vater wußten sie gegen mich einzunehmen, sodaß mich derselbe oft gar hart behandelte. Um so inniger schloß sich dagegen Baleka an mich an, denn sie fühlte sich ebenso verlassen, wie ich selbst; sie rankte gleichsam an mir empor wie ein Schlinggewächs an einem Baum auf öder Heide. Trotz meiner Jugend erkannte ich, daß Klugheit mehr sei als Stärke. Ich sah, daß die Zauberer und Aerzte im ganzen Land gefürchtet waren, daß jedermann mit Scheu zu ihnen aufblickte, und daß selbst zehn bewaffnete Männer es nicht wagten einen Zauberer anzugreifen, der ihnen mit einem bloßen Stock in der Hand gegenübertrat. Ich beschloß daher, ebenfalls ein Zauberer zu werden, um alle meine Gegner mit einem einfachen Zauberpruch niederwerfen zu können. Ich brachte Opfer dar, fastete an einsamer Stätte, kurz, tat alles, was eben da üblich ist, und lernte dabei gar vieles. Wohl ist viel Lüge und Spiegelstecherei in unserem Treiben, aber auch so manches Körnlein Wahrheit. Kamst du nicht selbst zu mir, mich über deine Ochsen zu befragen und habe ich dir nicht getreulich Auskunft darüber erteilt?

So verging die Zeit, ich wurde zwanzig Jahre alt und war damals schon groß und stark wie ein vollkommen ausgewachsener Mann. Da ich Meister in meiner Kunst werden wollte, schloß ich mich an den berühmtesten Zauberer unseres Stammes an, Namens Noma. Er lehrte

mich noch manchen praktischen Handgriff und verschiedene Schliche, wurde jedoch zuletzt eifersüchtig auf mich und legte mir eines Tages eine böse Falle. Das war so:

In unserm Nachbarstamm hatte ein sehr vermöglicher Mann Vieh verloren und kam nun mit Geschenken zu Noma, damit er ihm die Tiere „ausriche“. Noma versuchte es, doch seine Kunst ließ ihn im Stich. Da verlangte der Reiche seine Geschenke wieder zurück. Noma aber wollte, was er bereits besaß, nicht mehr hergeben. Es fielen harte Worte, der eine drohte mit Totschlag, der andere mit Zauberei. Da ich fürchtete, daß der Streit schlimme Folgen haben würde, rief ich den beiden zu:

„Wozu das Wortgezänke? Laßt mich einmal einen Versuch machen, die Geister zu befragen. Vielleicht begünstigt mich das Glück.“

„Du?“ entgegnete verächtlich der Reiche, „du bist ja noch ein Knabe! Seit wann verstehen sich denn Knaben auf solche Künste?“

„Das wollen wir bald sehen,“ erwiderte ich und nahm gelassen die in solchen Fällen bei uns üblichen Knochen zur Hand.

Nun schrie Noma ganz außer sich vor Wut: „Die Hand weg von den Knochen! Weshalb die Geister fragen für einen solchen Hund, wie dieser Fremde da?“

„Und er soll mir die Knochen werfen,“ entgegnete nun der Reiche. Und wenn du es wagst, ihn daran zu hindern, so durchbohre ich dich mit meinem Assagai, daß die Sonne dir durch den Leib scheint!“ Dabei erhob er drohend seine Lanze.

Ich machte mich nun hurtig ans Werk. Der Reiche setzte sich neben mich auf den Boden und beantwortete meine Fragen. Ich warf die Knochen und bald gewann ich Licht in der Sache. Persönlich wußte ich von den verloren gegangenen Ochsen nichts, doch die Geister standen mir bei. Bald sah ich alles so klar, daß ich dem erstaunten Mann alle seine Tiere nacheinander aufzählen konnte; ich bezeichnete deren Farbe, Alter usw. Ich sagte ihm auch, wo dieselben

nun seien und wie eines derselben auf seinem Rücken tot in einem Strudel läge und mit seinem rechten Vorderfuß in einer gabelförmigen Wurzel hänge.

Nun war der Mann zufrieden. „Wenn dein Gesicht wahr ist“, sagte er, „und ich mein Vieh wieder bekomme, so werde ich meine Geschenke dem Noma wieder abnehmen und sie dir geben. Ist das nicht billig und recht?“ fragte er das zahlreich versammelte Volk, das rings herum saß. „Ja, ja“, riefen alle wie aus



Eigentum Photogr. Atelier Mariambill.

Drei kaffrische Häuptlingsfrauen.

einem Mund," das ist gerecht und wir wollen dafür sorgen, daß dein Wort auch durchgeführt werde." Noma saß still und ruhig da, doch sein Auge war voll Haß und Grimm auf mich gerichtet, er wußte eben, daß mein Gesicht richtig war. Es handelte sich um eine wichtige Sache, einerseits repräsentierte das verlorene Vieh einen beträchtlichen Wert und anderseits galt ich fortan, falls sich meine Aussage als richtig erwies, als ein größerer Wahrfager als Noma.

Da es übrigens schon spät war und der Mond erst einige Stunden später aufging, erklärte der Fremde, er wolle während der Nacht in einer unserer Hütten schlafen, am nächsten Morgen aber in aller Frühe zu dem von mir bezeichneten Orte eilen. Sprachs und entfernte sich sofort.

Ich suchte ebenfalls meine Hütte auf und schlief bald ein. Da fühlte ich plötzlich eine schwere Last auf meiner Brust. Erschrocken wollte ich aufspringen. Doch ich konnte nicht und an meinem Hals fühlte ich einen kalten, spitzigen Gegenstand. Der Eingang meiner Hütte stand offen, und der tief am Himmel stehende Mond warf sein zah-

les Licht zu mir herein und beleuchtete das Angesicht des auf mir liegenden Noma. Ja, er war es, der mich niederhielt. Mit teuflischem Grimm glogte er mich mit seinem einzigen Auge an und setzte mir dabei drohend das Messer an die Kehle.

"Glende Brut", zischte er mir ins Ohr, "habe ich dich aufgezogen, um mich zu zerreißen?" Wie konntest denn du es wagen, da zu prophezeien, wo mich meine Kunst verließ? Du elender Laffe, warte, ich will dir den gebührenden Lohn dafür geben! Vor allem will ich dir mit meinem Messer die Zungenwurzel abstechen, damit du mir nicht schreien kannst, wenn ich dich in Stücke schneide, dir die Arme und Füße abschneide, bis du daliegt wie ein Klotz! Bei diesen Worten setzte mir der Schreckliche schon das Messer an die Kehle.

"Erbarmen, guter Onkel, Erbarmen", rief ich in Todesängsten aus, "ich will ja alles tun, was du von mir verlangst!"

"Willst du?" fragte er mich höhnisch und setzte mir dabei neuerdings den kalten Stahl auf die Kehle.

Nun gut, was ich will, ist dies: Du machst dich sofort auf, suchst das Vieh jenes verruchten Hundes und treibst mir dasselbe in ein sicheres Versteck. — Hier nannte er einen Ort, der nur sehr wenigen bekannt war. — Tuft du das, so will ich deiner schonen, ja dir sogar drei der Ochsen geben. Wo nicht, so sollst du es mir bitter bereuen! Und falls es dir einfallen sollte, ein falsches Spiel mit mir zu treiben, so werde ich ein Mittel finden, dein Lebenslichtlein auszulöschen!"

"Gewiß, Onkel, ich will alles, alles tun!" rief ich aus. Ich wußte überhaupt nicht, daß du im Sinne habest, das verlorene Vieh zu behalten. Ich fürchtete

bloß, du möchtest die anfangs gegebenen Geschenke verlieren, und deshalb wagte ich es, meine Kunst zu probieren!

"Nun!" entgegnete er brummend, "es scheint, du bist doch nicht gar so schlecht, wie ich anfangs dachte. Steh' also auf und tu nach meinem Geheiß! Zwei Stunden vor Beginn der Morgendämmerung kannst du wieder hier sein."

Ich erhob mich. Wohl kam mir der Gedanke, mich auf ihn zu werfen; allein ich war wehrlos, während er das Messer hatte, und wäre es mir auch geglickt, ihn zu überwinden, so wäre mir am nächsten



Eigentum Photogr. Atelier Mariannbill.

Musizierende Kaffermädchen.

Tag als Mörder der Affagai sicher gewesen. Ich faßte also einen anderen Plan: Ich wollte gehen und zunächst das Vieh aufsuchen, es aber dann nicht in das Versteck treiben, das mir Noma bezeichnet hatte, sondern direkt zum Hauptkraal, und hier vor meinem Vater, dem Chief, und dem ganzen versammelten Volk wollte ich Noma wegen Verstoßes zum Diebstahl öffentlich anklagen. Ach, ich war damals noch jung und kannte noch nicht Nomas grau-

ames, verschlagenes Herz. Er war nicht umsonst als Zauberer grau geworden. O, er war ein böser Mann, schlau wie ein Fuchs und stark wie ein Löwe. Er hatte mich als ein Bäumchen gepflanzt und dachte dabei, er könne mich stets hübsch zuzuzen wie einen kleinen Busch. Inzwischen aber war ich groß geworden und hatte ihn in Schatten gestellt. Ein unerträglicher Gedanke für den alten eifersüchtigen Mann, drum wollte er mich sammt der Wurzel wieder ausreißen.

Er wandte keinen Blick von mir, als ich in die Ecke ging. Stock und Schild zu holen. Ich wandelte im Mondlicht dahin, anfangs, so lange ich in der Nähe des Kraales war, langsam; später begann ich zu rennen und laut zu singen, um die Geister zu vertreiben, die ich mir drohend nahe glaubte.

Eine Stunde lang mochte ich etwa so gerannt sein, als ich an einem mit Buch bestandenen Berggrücken anlangte. Hier unter dem Schatten der Bäume war es sehr dunkel, weshalb ich noch lauter sang als zuvor. Ich fand den schmalen Büffelpfad, den ich suchte, und wandelte demselben entlang. Auf einmal kam ich auf einen offenen Platz, wo das Mondlicht durch die Bäume hindurch schien. Ich kniete nieder, untersuchte den Boden und fand, daß mir gestern die Geister die Wahrheit gesagt hatten, denn ich sah deutlich die Spuren von dem verlorenen Vieh. Freudig eilte ich weiter, bis ich in einem Tälchen anlangte, durch welches ein Wasserlauf sich hindurchzog, hier leise murmelnd, dort mächtig rauschend. Hier war die Spur der Tiere breit, und rings herum niedergetreten. Gleich darauf kam ich zu dem Teich, den ich im Gesicht gesehen

hatte. Hier lag in einer Ecke der ertrunkene Ochse im Wasser, sein Fuß steckte in einer gabelförmigen Wurzel . . .

Ich schritt weiter, sah mich rings um und erblickte nun in dem schwachen, nebelgrauen Licht der allmählich nahenden Dämmerung die Spitzen einiger Hörner. Ich hatte die gesuchten Ochsen! Einer derselben erhob sich, er erschien mir in dem Nebel und Zwiellicht groß wie ein Elefant. Bald sah ich auch die übrigen, — es waren im Ganzen 17. — Rasch fing ich an, sie zurück zum großen Hauptkraal zu treiben, denn das Tageslicht wuchs von Minute zu Minute, und als ich zu der Stelle kam, wo der Weg zu dem von Roma angegebenen Versteck abzweigte, war die Sonne bereits aufgegangen.

Hier setzte ich mich nieder und ruhte etwas aus, denn ich war müde. Ich wiederholte in meinem Herzen den Vorsatz, das Vieh nicht zum gewünschten Versteck, sondern direkt zum Kraal meines Vaters, des Chief, zu treiben, als ich plötzlich wilden Lärm vernahm. Erstaunt blickte ich auf und sah nun von der Spitze des Hügels her einen Haufen bewaffneter Männer auf mich zukommen. Ihr Führer war Roma und an seiner Seite schritt der Fremde, dem das Vieh gehörte. Verwundert stand ich auf, doch da rannten sie schon mit wildem Geschrei und drohend erhobenen Affagais auf mich zu.

„Da ist er!“ schrie Roma, „da ist er, der schlaue Junge, den ich aufgezogen habe zu meiner eigenen Schande! Habe ich es euch nicht gesagt? Hatte ich unrecht, als ich ihn einen Viehdieb nannte? Ja, ja, mein feiner Mopo, ich kenne deine Schliche. Sieh, da will er uns nun heimlich das Vieh wegtreiben. Er wußte natürlich längst, wo es zu finden war, und wollte es nun soeben in ein sicheres Versteck bringen. Ja, ja solche Dechselein wären allerdings von Nutzen für so einen schlaunen Jungen. Damit konnte er sich vor allem ein Weibchen kaufen“ . . . Doch warte!

Roma rannte mit hochgehobenem Affagai auf mich los, und hinter ihm kam, schäumend vor Wut, der Eigentümer der Herde. Meine Lage ward mir auf einmal klar, das Herz drehte sich mir im Leibe um, es schwamm mir alles vor den Augen, und es war mir, als bewege sich ein rotes Tuch vor meinen Augen auf und ab. Dieses rote Tuch sah ich auch später noch ein paarmal, aber jedesmal nur in Augenblicken höchster innerer Aufregung. Roma stürzte auf mich zu; ich fing den Stoß, den er nach mir führte, mit meinem kleinen Schilde auf und holte zum Gegenstoße aus. Mit solcher Wucht fauste mein Stock auf den Schädel Romas nieder, daß der alte Zauberer leblos zu meinen Füßen niedersank. Doch, es gab kein Zaudern; da stand ein zweiter Feind, der Fremde.

Der Affagai, den er nach mir warf, ging fehl. Er hob schützend den Schild empor, doch ich schlug ihm denselben derart an den Kopf, daß der Mann seiner ganzen Länge nach sich rückwärts überschlug und bewusstlos im Grase liegen blieb. — Ob er mit dem Leben davontam? Nun, ich hoffe schon; er hatte wenigstens einen Schädel so dick, wie mir selten einer zu Gesicht gekommen. Sprachlos vor Staunen standen die andern Krieger da; ich aber wandte mich blitzschnell um und entfloß wie der Wind. Sie rannten mir lärmend nach, warfen Speere nach mir und suchten mir den Weg abzuschneiden, umsonst; auch nicht einer von ihnen vermochte mich einzuholen, denn ich war der beste Läufer auf viele Stunden im Umkreis. Ich lief wie ein Rehbock, den die Hunde aus dem Schlafe aufscheucht, immer schwächer und schwächer wurde der Lärm hinter mir, bald sah ich keinen meiner Verfolger mehr, ich war gerettet!

(Fortsetzung folgt.)

Ein lustiges Jagdgeschichtchen vom Prinz-Regenten von Bayern.

Der Regent hatte nach Schluß einer Hochgebirgsjagd im anmutigen Lenggries übernachtet und beschloffen, am nächsten Morgen mit einem hochgestellten Herrn des Gefolges zu Wagen nach dem benachbarten Gebirgsorte Fall zu fahren: eine Fahrt, die nicht im Jagdplan vorgesehen war. Der Entschluß wurde dem Posthalter, der Wagen und Pferde stellen sollte, und durch diesen wieder dem alten Kutscher Martl mitgeteilt, der ob der hohen Ehre und vielleicht auch wegen des zu erwartenden königlichen Trinkgelbes schiefer aus dem Häuschen geriet. Bis in die späte Nacht hinein arbeitete er an Wagen, Geschirren und



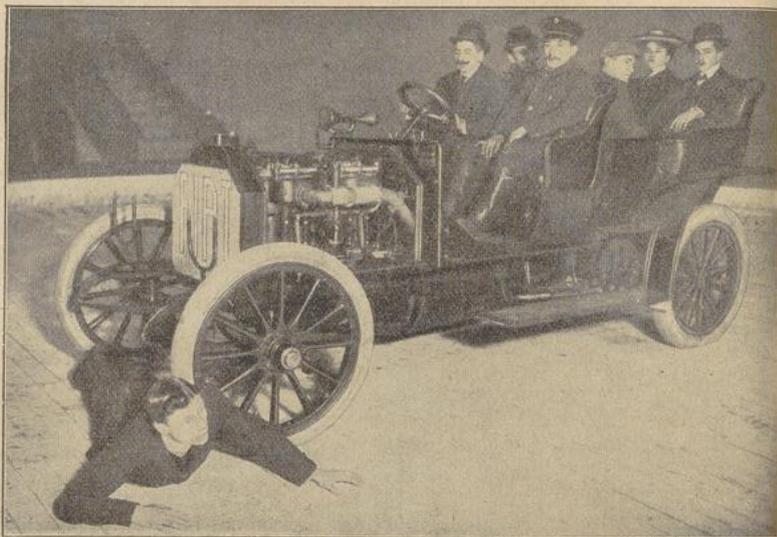
☞ Eine eigenartige Reklame für die antialkoholischen Bestrebungen der Temperenzler in Amerika. Ein Speisewagen in den Straßen Newyorks, in dem zu jeder Tageszeit billige warme Speisen und alkoholfreie Getränke genossen werden können.

Pferden herum, damit ja alles tadellos und in bester Ordnung sei. Leider kam aber die Sache, wenigstens für unseren, in Glück und Wolle schwelgenden Martl, ganz anders. Der Regent hielt es nämlich nachträglich für besser, wenn über diese seine Fahrt nichts bekannt würde; die Fahrt sollte unerkannt gemacht werden. Der Regent ließ davon den Posthalter verständigen, und diesem lag die Aufgabe ob, dem freudeberauschten Martl die Sache wieder auszureden unter dem Vorwande, nicht den Regenten, sondern zwei „Herren aus der Stadt“ müsse er nach Fall kutschieren. Mit dieser Mitteilung kam aber der Herr Posthalter bei seinem Kutscher schön an. Martl war anfangs so wütend, daß er alles liegen und stehen ließ und nur auf eindringlichsten Befehl seines Dienstherrn zu bewegen war, überhaupt anzuspinnen. Aber die schlechte Laune des ehrgeizigen, aus seinen himmlischen Träumen gerissenen Kutschers hielt an und machte sich auch dann noch Luft, als die beiden „Stadtfrack“, wie er sie verhöhrend nannte, bereits eingestiegen waren. Selbstverständlich belustigte das den Regenten, der von Martls Stimmungswechsel unterrichtet worden war, aufs köstlichste. Je mehr die Herren im Wagen lachten, desto deutlicher wurde Martl. Endlich beschloß der Regent, der schlechten Laune des brummigen Pferdlenkers durch ein Zwanzigmarkstück Gehalt zu tun. Der Adjutant reicht also das Goldstück, und siehe da, es wirkt Wunder. „Was!“ meinte Martl, „dös is für mi, ganz alloa für mi?“ „Natürlich“, war die Antwort. „Und da muß i mein Herr nix davo geb'n?“ forschte Martl vorsichtig weiter. „Nein, nein, mein lieber Martl“, erwiderte aufgelaunt der hohe Jahrgast, „das soll eine Entschädigung dafür sein, daß Du den Prinz-Regenten nicht hast fahren dürfen.“ Jetzt war Martl plötzlich sehr zufrieden, und mit schleunigem Griffe ließ er das Goldstück in seine Tasche verschwinden. Halb umgewendet rief er in den Wagen: „Also ganz alloa für mi, nacha dank i halt aa recht schö und wißt's äs was — hiak kann mir der Regent aa an Buckel auffisteig'n!“ Dann hieb er lustig auf die beiden Klappen ein, und in rascher Gangart rollte der Wagen dahin. — Welch ungleiche Wirkung dieser Kernspruch Martls auf die beiden Wageninsassen gemacht, läßt sich leicht denken. Der Regent soll hernach geäußert haben, daß er schon seit langem nicht mehr so gründlich gelacht habe und daß ihm noch niemand die Wahrheit so ungeschminkt ins Gesicht gesagt habe. — Martl hält heute noch das Goldstück hoch in Ehren, und wenn er recht guter Laune ist, erzählt er wohl von jener Fahrt, und den beiden „Stadtfrack“, von denen der eine der „Herr Kün' selm g'wön is!“

Seine Eminenz Kardinal Georg von Kopp, Fürstbischof von Breslau.

(Mit Abbildung S. 69.)

Zur Feier des Bischofsjubiläums des Kardinal-Fürstbischofs Dr. Kopp war eine große Anzahl von Ehrenvätern eingetroffen. Als Vertreter des Kaisers war Kultusminister Dr. v. Studt anwesend.



Ein sensationelles Zirkuskunststück.

Das Ueberfahren eines Artisten mit einem regulären 70p'erdigen, 30 Zentner schweren Automobil, das ferner noch 6 Personen trägt.

Offenbar will dieser Künstler dem Publikum zeigen, wie man es anzustellen hat, um sich von den rasenden Schnauferin überfahren zu lassen, ohne Schaden zu nehmen; indes scheint uns das Experiment nicht empfehlenswert.

und als Vertreter der österreichischen Regierung der Landespräsident Heinold. Ferner waren erschienen: Der Kardinal Fürstbischof von Köln, die S. S. Bischöfe von Trier, Kulm, Baderborn, Königgrätz, Osnabrück, Hildesheim, Fulda, Gnesen-Posen, Sachsen etc. An dem Fackelzuge beteiligten sich über 2000 Personen mit 4 Musikkapellen und vielen Vereinen.

Fürstbischof Georg Kopp ist der 52. in der Reihenfolge der Bischöfe von Breslau. Geboren am 25. Juli 1837 zu Daberstadt studierte er in seiner Vaterstadt und zu Hildesheim, wurde am 28. August 1862 zum Priester geweiht, 1865 in das bischöfl. Generalvikariat berufen, 1870 zum apostolischen Protonotar und 1872 zum Domkapitular und Generalvikar ernannt. Am 27. Dezember 1881 bestieg er den bischöfl. Stuhl von Fulda, wurde 1886 vom Könige in das Herrenhaus berufen und am 9. August bezw. 20. Oktober 1887 vom Papste auf den fürstbischöflichen Stuhl von Breslau transferiert. Am 16. Januar 1893 verließ ihm Leo XIII. die Kardinalwürde mit der Titelkirche der hl. Agnes fuori le mura.

Dieser um Kirche und Staat hochverdiente Kirchenfürst ist päpstl. Hausprälat, Doktor der Theologie, Inhaber vieler hoher preussischer, bairischer, sächsischer und österreichischer Orden, Mitglied des preussischen Staatsrates und des Herrenhauses, sowie des österreichischen Herrenhauses und des schlesischen Landtages, Landeshauptmann-Stellvertreter von Schlesien, Mitglied des Vereins der schlesischen Malteser-Ritter etc. etc.

Wolle ihm der liebe Gott noch recht viele Jahre zu fernem gegenseitigen Wirken schenken.

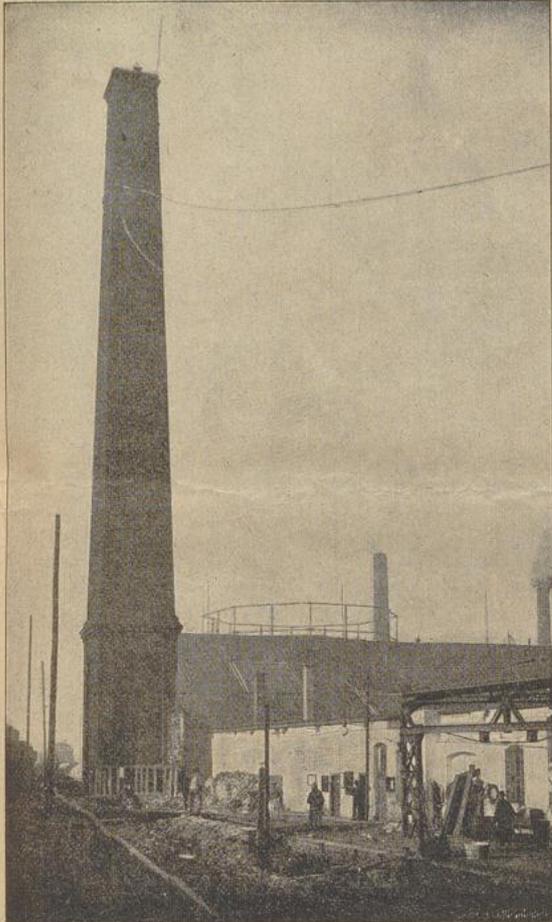
Das Umlegen eines Fabrikshornsteins.

Mit 3 Abbildungen.

Das Umlegen eines hohen Fabrikshornsteins ist keine leichte oder einfache Sache. Das Abtragen eines Steines nach dem andern würde die Aufstellung hoher Gerüste und mühselige Arbeit erfordern und so schiebt man von dieser Methode im allgemeinen ab und macht die Sache lieber in der Weise, daß man den ganzen

Schornstein zum Einsturz bringt. Aber auch das ist durchaus nicht einfach und es sind hierbei vor allem zwei Punkte zu berücksichtigen: der Einsturz muß in einer Weise vorgenommen werden, bei der das Umfallen des hohen Mauerwerkes nach einer ganz bestimmten Richtung, die vorher zu bestimmen ist, stattfinden muß, und dann ist als zweiter wichtiger Umstand der zu berücksichtigen, daß beim Fall kein Schaden an Leib und Leben von Personen oder an Materialien angerichtet wird. Es ist daher beim Umlegen große Umsicht nach jeder Richtung hin nötig. Vielfach wird das Abtragen derartiger Schornsteine durch Sprengung,

beim Umlegen darauf gesehen werden, daß die Trümmer des Schornsteins in diesen schmalen Streifen hineinfielen und daß insbesondere nichts davon auf die Geleise kam, auf denen ununterbrochen Züge verkehren und Wagen rangiert wurden. Um nun den Fall genau in der gewünschten Richtung herbeizuführen, wurde auf der der projektierten Fallrichtung zugewendeten Seite des Schornsteins unten aus den Sockelwandungen das Mauerwerk herausgearbeitet. Hierbei konnte man, um ein vorzeitiges Einstürzen zu vermeiden, nur langsam und allmählich vorgehen und jede herausgearbeitete Mauerpartie wurde sofort durch kräftige Holzstützen ersetzt. Gleichzeitig wurde ein wenig unterhalb der Schornsteinmündung ein kräftiges Seil um den Schaft geschlungen und mäßig angespannt. Auf diese Weise war der Schornstein zuletzt so vorbereitet, daß nur die Rückwand des Sockels noch stand, während die beiden Seitenwände, ebenso wie die Vorderwand durch Holzstützen ersetzt waren. In unserer Figur ist der derartig vorbereitete Schornstein wiedergegeben. Nun handelte es sich darum, das Umlegen vorzunehmen. Zu diesem Zwecke wurde das Holzgerüst des Sockels reichlich mit brennbaren Stoffen umgeben, die obendrein noch mit Petroleum begossen wurden. Das Ganze wurde dann angezündet. Natürlich mußten die Stützen auf diese Weise verbrennen und der darauf ruhende Schornstein umfallen, wobei zur Unterstützung noch durch Zug an dem Seile mitgeholfen wurde. Unsere zweite Abbildung zeigt, wie sich der Schornstein in der gewünschten Richtung überlegt und hierbei in drei Teile zu zerbrechen beginnt. Auf dem nächsten Bilde sehen wir die Trümmer des umgelegten Riesens. Es ist nicht ein einziger Stein auf die Geleise der Bahn gefallen und die gewünschte Richtung wurde auf das allergenaueste innegehalten. Das Umlegen selbst dauerte, von dem Zeitpunkt an gerechnet, wo der Schornstein sich zu neigen anfing, nicht ganz zwei Minuten.



Das Umlegen eines Fabrikschornsteins.

Man sieht unten auf der Vorderseite den Holzunterbau und oben das Zugseil.

Eine Reise rund um Afrika.

16.607 Seemeilen zu Wasser und viele hundert Stunden zu Lande wird die Fahrt in Anspruch nehmen, doch darf Hansel und Gretel ja selbst das liebe Großmütterchen getroffen die Reise mitmachen; weder Schiffbruch noch Zusammenstoß, weder Löwen, Tiger noch Kanibalen, weder Hitze noch Durst haben wir zu fürchten. Bequem werden wir's haben, denn der alte Reiseonkel wird für alles sorgen und da er des Weges kundig ist, wird er uns überall auf das Sehenswerteste und Interessanteste aufmerksam machen, so daß wir nicht nötig haben, beständig den Bäderer in der Hand zu halten wie der bekannte Touristen-Typus.

Auf also nach Hamburg und besteigen wir dort einen der vielen großen, schmucken Dampfer der bekannten „Deutsch-Ost-Afrika-Linie“, welche in Abständen von 14 Tagen ihre Reisen rund um Afrika herum antreten. In der uns angewiesenen, eleganten Kabine 1. Klasse ist alles so sauber und nett wie im feinsten Hotel und ist auch das Zimmerchen klein, wie es auf einem Schiffe nicht anders möglich ist, so sind dafür die Musik-, Damen- und Herrensalons, besonders aber der Speisesaal um so geräumiger und mit einem fast fürstlichen Luxus ausgestattet. Auf dem großen Promenadendeck kann man nach Herzenslust spazieren gehen oder in einem bequemen Reifestuhl den täglichen zwei Konzerten der Schiffsmusik lauschen. Die Zeit,

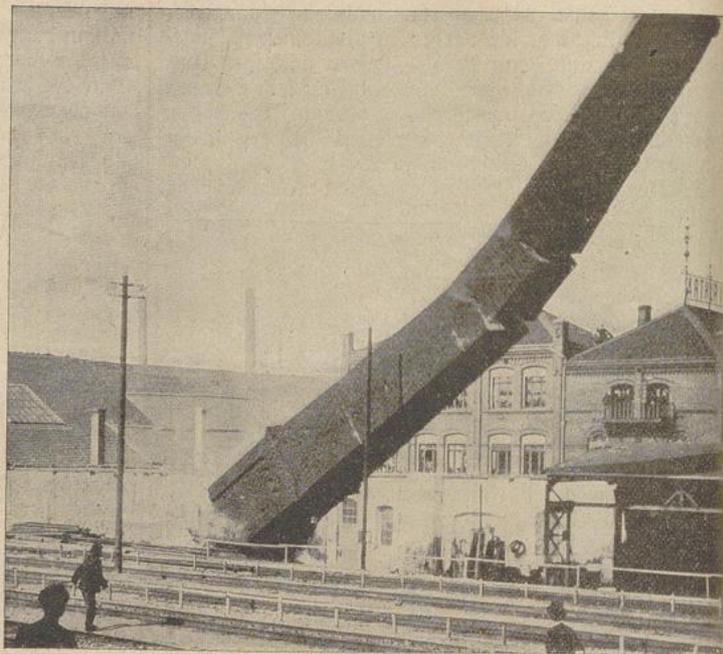
die meist von Pionieren ausgeführt wird, vorgenommen, doch gibt es noch andere Methoden, darunter eine neuere höchst interessante, die wir in unseren Bildern wiedergeben, die bei Gelegenheit der Umlegung eines Schornsteins der Feld- und Industriebahnfabrik Arthur Koppel, A.-G. in Bochum, aufgenommen sind. Der Schornstein, um den es sich handelte, hatte die respektable Höhe von 45 Metern und die Sache wurde noch dadurch erschwert, daß er direkt neben den Geleisen der vorüberführenden Staatsbahn lag. Auf der anderen Seite aber wurde er durch Gebäude begrenzt. Es blieb also nur ein ganz schmaler Streifen zwischen diesen Gebäuden und den Geleisen frei und es mußte

welche dann zwischen den 4—5 reichlichen und vorzüglichen Mahlzeiten noch übrig bleibt, wollen wir fleißig benützen, um möglichst viel von all dem Wunderbaren zu schauen, womit der liebe Gott seine Erde überall so herrlich ausgestattet hat.

Doch Achtung! Der Kapitän gibt das Zeichen zur Abfahrt, ein lehtes „V'hit Gott“ und unser stolzer „Admiral“ (siehe Bild S. 54) fährt majestätisch die Elbe abwärts und bei Cuxhafen in die unwirsche Nordsee hinaus. Der Herr Kapitän hat es zwar nicht so eilig wie wir, in Bremerhafen, Amsterdam, Antwerpen, Rotterdam, Boulogne an der französischen Küste, überall hat er noch Geschäfte zu besorgen. Dann aber, nachdem wir einmal den gefährlichen Kanal (Meerenge zwischen Frankreich und England) passiert haben, gehts ohne Aufenthalt Tag und Nacht mitten durch den unruhigen, oft recht stürmischen Golf von Biscaya südwärts der spanischen und portugiesischen Küste entlang, bis zur Mündung des breiten, von Spanien herkommenden Flusses Tejo, an dessen rechtem Ufer malerisch schön Portugals Hauptstadt, Lissabon, liegt.

Der Herr Kapitän hat auch hier zu tun und gibt uns einen ganzen Tag frei zur Besichtigung der großen, über 350,000 Einwohner zählenden Hafenstadt. Wir müssen uns aber tüchtig sputen, um in der vielhügeligen Stadt uns etwas umzusehen und benützen deshalb die elektrischen Straßenbahnen, Aufzüge, Fahrradbahnen und die oft 30—50 Meter hohen steilen Stiegen, um die teilweise sehr interessanten Kirchen, Schlösser, Museen, Gärten u. wenigstens von außen gesehen zu haben. Kopfschüttelnd bleiben wir vor dem im maurischen Stile erbauten Bahnhofgebäude stehen und versuchen uns klar zu werden, warum die

Einsteigehalle sich auf dem Dache des Gebäudes befindet, statt zu ebener Erde. Das Rätsel löst sich in überraschender Weise, wenn man per Bahn, statt per



Das Umlegen eines Fabrikschornsteins.
Momentphotographie im Augenblick des Umlegens.

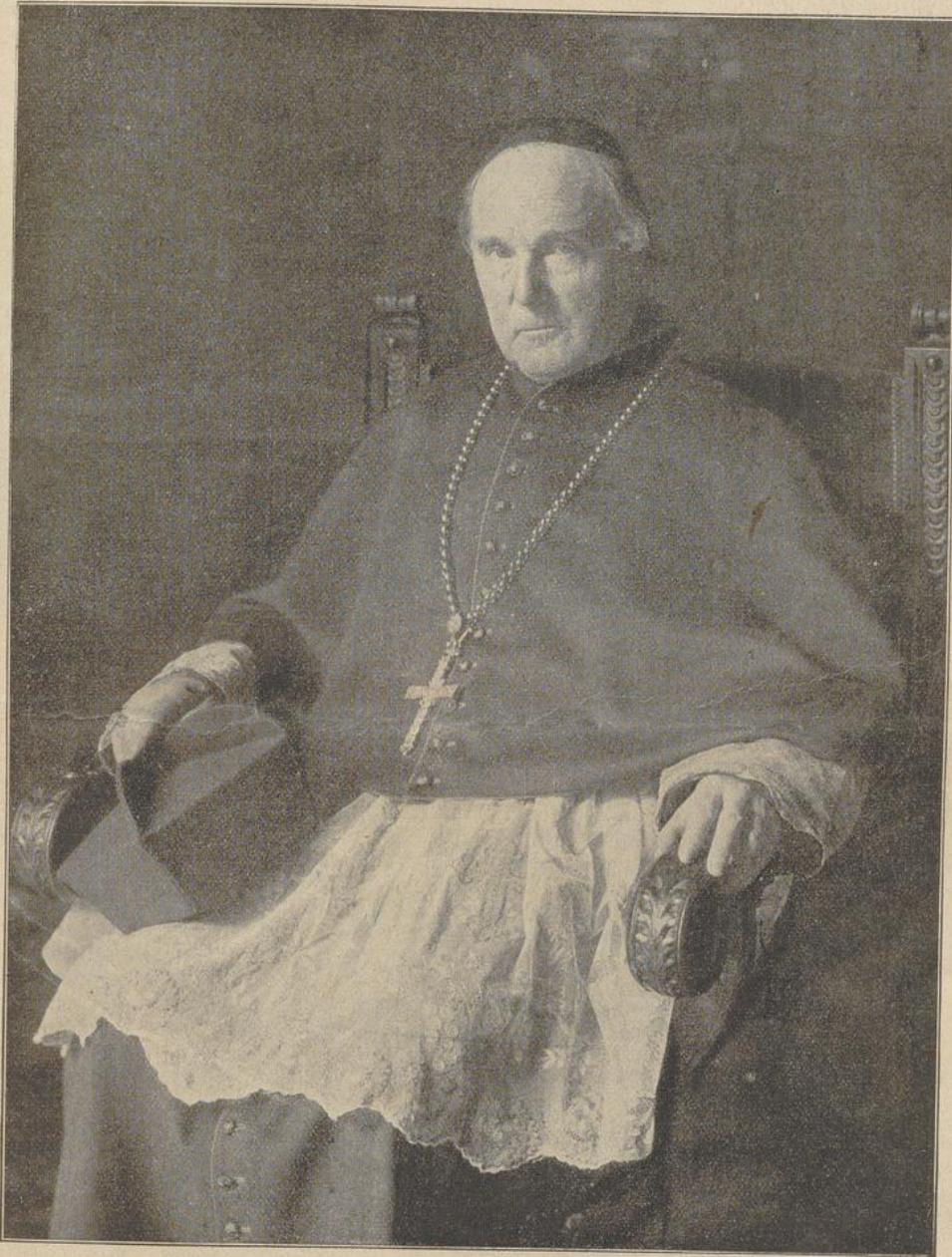
Schiff nach Lissabon fährt. Der Zug ist kaum mehr zehn Minuten von der Stadt entfernt und noch erblickt man von derselben nicht das Geringste, außer den hohen Bögen der langen Trinkwasserleitung. Unversehens biegt der Zug in einen ziemlich langen Tunnel ein, bei dessen Ausgang wie durch Zauber Schlag die große Stadt zu unsern Füßen erscheint, doch kaum hat sich alles an die Wagenfenster gedrängt, um den reizenden An- oder Ausblick zu genießen, so

ist das Zauberbild verschwunden, wir fahren in die glasbedeckte Bahnhofshalle ein, von der wir auf vielen Stiegen oder auch per Aufzug wieder auf die Straße hinunter gelangen.

Neben der interessanten, wohl 8 Kilometer langen Straße, die längs des Flusses nach dem, besonders seines manuelitischen Baustiles wegen, berühmten ehemaligen Hieronymiten-Klosters zu Belem führt, ist die stolze Straße Lissabons die 80 Meter breite, gerade Avenida da Libertade (siehe Bild) mit großartigen Springbrunnen, prächtigen palmenbepflanzten Promenaden, Gärten, Villen und Palästen. — Wie jede Großstadt, so hat auch Lissabon seine Schattenseiten, wir wollen aber lieber an der Sonne bleiben, kehren deshalb zu unserm schwimmenden Hotel zurück und



Das Umlegen eines Fabrikschornsteins.
Links das freigebliebene Bahngelände. Rechts die Trümmer des Schornsteins.



Seine Eminenz Kardinal Georg von Kopp
Fürstbischof von Breslau.

Zum 25jährigen Bischofsjubiläum
(8. Januar 1907).

(Text hierzu auf Seite 66.)

steuern der Meerenge von Gibraltar zu, welche die Pforte zwischen dem atlantischen Ozean und dem Mittelmeer bildet. Gar so eng ist zwar diese Herkulespforte nicht, an der schmalsten Stelle immer noch über 3 Stunden breit. Hier in der Nähe schlug am 21. Oktober 1805 der berühmte englische Seeheld Nelson die vereinigten französisch-spanischen Flotten, wobei letztere 19 Schiffe und an 10,000 Seeleuten und Soldaten verloren. Zu unserer Linken haben wir die Südküste von Spanien, zu unserer Rechten aber taucht nun der afrikanische Kontinent aus den Fluten heraus und in wenigen Stunden werfen wir Anker außerhalb des halb versandeten Hafens von Tanger — wir sind in Marokko. So hübsch sich die amphitheatralisch erbaute Stadt (30 bis 35,000 Einw.) mit ihren Türmen, Kuppeln, weißen, flachbedachten Häusern, der alten Festungsmauer und Palmbäumen vom Meere aus präsentiert, so rasch versfliegt der orientalische Nymbus, wenn man die Stadt betritt: enge, holperige Straßen, dessen Reinigung ein gelegentlicher Regen besorgt, niedere, meist einstöckige Häuser mit wenigen kleinen Fenstern, viel Gelärm und Geschrei nebst noch viel anderm Unangenehmen bilden für Nichtmarokkaner die Rehrseite der Stadt. Gleichwohl wird Tanger immer mehr von den Mittelmeerreisenden besucht, denn es gewährt auch bei einem flüchtigen Besuche einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben der braunen, in weiße Mäntel gehüllten Muselmänner. Tanger ist Sitz der verschiedenen europäischen Gesandtschaften, die aus guten Gründen vorziehen, hier in der

Nähe des Meeres zu wohnen, statt in der mehr Tagereisen nach dem Innern zu gelegenen Hauptstädte Fez. Seit der Konferenz in Algier (gegenüber der spanischen Küste gelegen) haben die Zeitungen über dieses, schon zur alten Römerzeit bekannte Land geschrieben, und die unruhigen kriegerischen Volksstämme

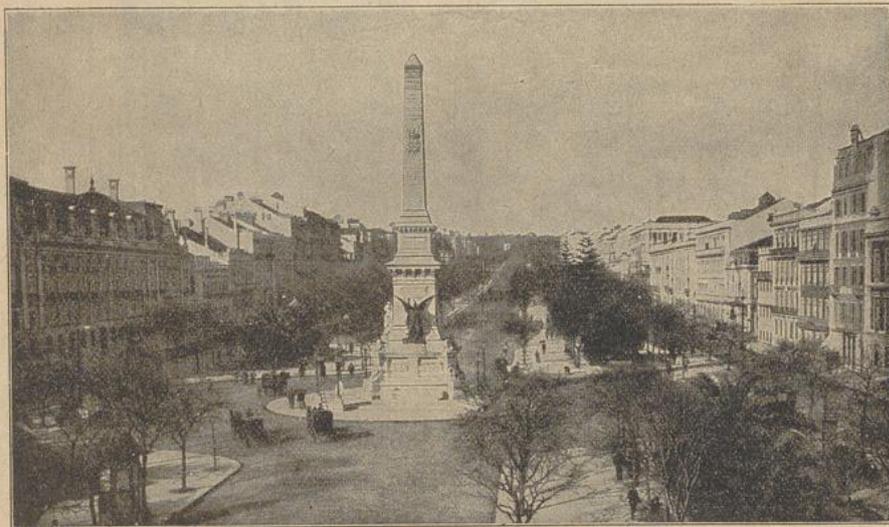


Deutsch Ost-Afrika-Einie.

Hamburger Gletansicht.

sorgen stets für neuen Stoff. — Unser Dampfer geht ostwärts, der kabyllischen, wild-zerklüfteten, gebirgigen Küste entlang, welche Jahrhunderte lang den gestirnten Seeräubern sichere Schlupfwinkel gewährte. unserer Linken erhebt sich, weit ins Meer vorgeschoben der Torwächter des Mittelmeeres, ein gewaltig hohe, sehr steiler Felsen. Zu dessen Füßen und hoch oben in eingesprengten Gallerien sind eine Menge Feuerschlünde verborgen, die nur des Funkens harren, um Tod und Verderben in die Meerenge hinaus zu speien. Es ist die, in

spanischem Gebiete zu liegen, aber seit mehr als hundert Jahren in spanischem Besitze sich befindende Seefestung Gibraltar. Als Gegenleistung haben die Spanier ihre Festungen der südlich gegenüber liegenden Seite, auf marokkanischem Boden, angelegt. Beeilen wir uns, um nicht im Kreuzfeuer zu kommen. Zwei Tage später setzen wir Anker vor algerischen Hauptstadt Algier mit rund 100,000 Einwohnern. Die Stadt ist an einem immergrünen Hügel abhangend erbaut. Große, moderne Hotels, äußerst elegante,



Deutsch Ost-Afrika-Einie

Die 80 Meter breite Avenida da Libertade in Lissabon.

arabischen Stil kunstvoll ausgeführte Villas, erblicken wir den ganzen, nahe 2 Stunden langen Hügel entlang, umgeben von reizenden Parkanlagen mit subtropischer Vegetation. Algier ist ein herrlicher klimatischer Kurort, ruhiger und milder als die Riviera.

(Fortsetzung folgt.)

einer Periode von 115 Tagen das Niederwasser rund um 100 Kubikmeter in der Sekunde vermehrt werden. Eine so lang anhaltende Niederwasserperiode ist aber noch nie am Bodensee beobachtet worden.

Die Wasserkräfte des Rheines können hiernach ohne wesentlich vermehrte Auslagen für die herzustellenden Werke um rund $15,500 \times 6 = 93,000$ Pferdekkräfte

vermehrt werden, oder für die Schweiz und das Großherzogtum Baden um je die Hälfte dieser Zahl. Jedem dieser beiden Staaten ständen im ganzen auf dieser Strecke $99,400 + 46,500 = 145,900$ Pferdekkräfte zu Gebote. Die glücklichen Folgen einer solchen Stauung wären unübersehbar. Zu dem gewaltigen Zuwachs an Triebkraft wäre ein gut Teil der Hochwassergefahr beseitigt, die Schiffsahrtsverhältnisse des Rheines wären wesentlich dadurch gebessert usw. Kurz, die Vorteile dieser Stauung sind so einleuchtend, daß am endlichen Gelingen dieses verhältnismäßig nicht teuren Niesenplanes



Deutsch Ost-Afrika-Linie.

Tanger, Hafentadt in Marokko.

Der Bodensee als Stauweiser.

In einem Hinweis auf die Wasserkräfte des Rheins wird von der „Schweizer Bauzeitung“ eines Projektes gedacht, das von Ingenieur Rudolf Gelske aufgestellt wurde, und hoffentlich — wenn auch voraussichtlich erst nach langem Kämpfen — zur Ausführung gelangt, nämlich die Regulierung des Bodenseewasserstandes.

Der Bodensee weist zwischen Niederwasser und einem hohen Mittelwasser eine Niveauschwankung von 1,8 m = 6 Fuß auf. Da seine Oberfläche mit dem Untersee beinahe 590 Quadratkilometer beträgt, zeigt sich, daß im See selbst, ohne Aufstauung, d. h. nur durch Regelung des Abflusses, eine Milliarde Kubikmeter Wasser gesammelt werden kann. Diese Aufspeicherung kann erreicht werden durch eine Schützenanlage bei Hemmishofen. In Zeiten von mehr als 200 Sekundenkubikmeter Zuflußmenge in den See würde das Seebecken gefüllt und sein Niveau sich so gestalten, daß bei Eintritt des Niederwassers der Seespiegel auf der höchsten Note stünde. Es könnte dann während

faum zu zweifeln ist. Eine solche Stauung des Bodensees wäre dann wohl in ganz Europa für lange Zeit das größte derartige Werk, das bei allerdings hohen Herstellungskosten einen sehr großen Nutzen gewähren würde, der ebensowohl auf volkswirtschaftlichem wie auf industriellem Gebiete liegen würde, ohne daß dabei Naturschönheiten beeinträchtigt würden, wie das oft bei der Gewinnung großer Wasserkräfte der Fall ist.



Deutsch Ost-Afrika-Linie.

Der am Hafen gelegene europäische Stadtteil von Algier.

Vom Blitz erschlagen.

Rev. P. Apollinaris, O. C. R.

Lourdes. — Mitte Oktober 1906 wurde dahier Daniel Agonnyama, ein noch junger Mann, vom Blitz erschlagen. Es war gleichsam ein Schlag aus heiterem Himmel. Man sah kein drohendes Gewölke, es herrschte kein Sturm; man sah nur das Aufleuchten eines einzigen grellen Blitzstrahles — und das Unglück war geschehen. Uebrigens sind uns von dieser Station aus früheren Jahren zwei ganz ähnliche Fälle bekannt. Das einmahl wurde dabei ein Heide erschlagen, welcher dem eben begonnenen Missionswerk viele Schwierigkeiten entgegenstellte, das zweitemahl ein Schulmädchen, das mit andern Kindern auf dem Felde beschäftigt war.



Karl Freiherr von Perfall. †

Der bekannte Münchener Generalintendant ist am 14. Januar d. J. zu München gestorben. Er war geboren am 29. Januar 1824 in München und hat somit das schöne Alter von 83 Jahren erreicht.

Daniel reparierte in seinem Hause einen Pflug. Er hatte einen eisernen Hammer in der Hand; in seiner Nähe befand sich seine junge Frau und ein zwölfjähriger Knabe. Die Haustüre stand offen. Da kommt plötzlich, ohne daß ein Mensch eine Ahnung von einem Gewitter hatte, ein Blitzschlag und trifft alle drei Personen.

Die Frau glaubte, ihr Mann, mit dem sie doch stets im schönsten Einvernehmen gelebt, habe sie mit dem Hammer auf den Kopf geschlagen. „Was schlägst Du mich?“ fragte sie

verwundert. Doch wie sie sich umdrehte, sah sie ihren Mann am Boden liegen. Ertaunt fragt sie, was ihm denn fehle. „D, sagte er, laß mich ein klein wenig ruhen. Es ist mir ganz schwarz vor den Augen!“ Als sie nach wenigen Minuten wieder nach ihm schaute, war er bereits tot.

Daniel war ein braver, fleißiger Mann und hatte erst eine Woche zuvor die hl. Sakramente empfangen, so daß man mit Grund hoffen darf, er habe einen gnädigen Richter gefunden.

Der Fall machte begreiflicher Weise auf alle hiesigen Schwarzen einen mächtigen Eindruck, und fast alle Neubekehrten beistellten sich, wieder zu den heiligen Sakramenten zu gehen.

Am gleichen Tage erschlug der Blitz während eines Gewitters ein Pferd und vier Schafe.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Vergeltungsmittel versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

 Zur gest. Notiz! Am 28. März reisen wieder Postulanten nach Mariannhill. Bezügl. Anfragen sind zu richten an die Vertretung der Mission Mariannhill.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Dankjagungen.

Barmen i. W.: Innigsten Dank der Mutter Gottes, dem hl. Josef und dem hl. Antonius für erlangte Gesundheit. Dank der Mutter v. d. im. Hilfe, dem hl. Antonius in einer Angelegenheit. S. Köben. Dank dem hl. Antonius für Erhörng in einem Anliegen. Essen (West.): Dank dem Josef für Erhörng in einem Anliegen. Innigsten Dank dem hl. Franz Xaver für Hilfe bei einem kranken, krüppelhaften Kinde. Tausendfältigen Dank der l. Mutter Gottes von Lourdes, dem hl. Antonius, dem hl. Josef und den lieben armen Seelen für erlangte Hilfe. Regbach: Dank der lh. Mutter Gottes und dem hl. Josef für Erhörng in einem Anliegen. Aachen: Dank für Erhörng in einem Anliegen.

Gebets-Empfehlungen.

Um eine gute erste hl. Kommunion eines Sohnes. — Eine Wohltäterin und ihre kranke Schwester. — Ein kranker Sohn. — Der Sohn einer Wohltäterin, damit er ein guter Ordensmann werde. — Eine Wohltäterin in besonderem Anliegen. — Eine kranke Person. — Ein Priesterkandidat. — Ein junger Mann mit schwerem Seelenleiden. — Ein fallüchtiger Jüngling. — Eine Familie um gute Diensthoten zu bekommen. — Ein Anliegen eines Wohltäters. — Eine Wohltäterin in verschiedenen Anliegen. — Eine nerventranke Wohltäterin. — Ein kranker Priester. — Eine Familie in verschiedenen Anliegen. — Ein Jüngling um Berufswahl. — Ein kranker Sohn. — Ein kranker Enkel. — Eine bessere Wohnung zu bekommen. — Eine kranke Frau. — Eine Frau in schwerem Leiden. — Ein Student vor dem Examen. — Eine Frau mit ihren Kindern. — Ein krankes blindes Kind. — Ein schweres Anliegen. — Ein an Anfällen leidender Sohn. — Ein Wohltäter und ein Familienmitglied in schweren Anliegen. — Zwei Berg. Leser um Heilung von schweren Augenleiden. — Große finanzielle Angelegenheit einer Verwandten einer Wohltäterin. — Ein besonderes Anliegen. — Ein schweres Anliegen (Gründung eines Apfels). — Um Bekehrung eines tiefgefallenen Mannes. — Ein armer Sünder, und drei wichtige Anliegen. — Der schwerkranke Bruder einer Wohltäterin. — Eine an Wajersucht leidende Wohltäterin. — Verschiedene Anliegen in Sindelsdorf.

Memento!

Von unseren Wohltätern sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Frau Barbara Konstanzer von Stein; Hochw. Herr Probst Hieronymus Engler in Bronitowo; Hochw. Herr G. Rat Theodor Kremski in Anbnik O.S.; Hochw. Herr Pfarrer Alois Kain in Njamskadt; Hochw. Herr Pfarrer Gustav Schwab in Karlsdorf; Herr Joh. Gw. Wengenmaier in Berg; Herr Josef Anton Seckinger-Wiland in Würenlos (Nargau); Herr Oberregidor Bauer in Hof; Herr Andreas Schaal in Wank; Herr Josef Bickl, Zimmermeister in Siegenburg; Hochw. Herr Pfarrer K. Bergener in Jützenbach; Da Schneider in Bühl; Fr. Dorothea Krapp in Marktbreit; Witwe Justina Deppisch in Marktbreit; Fr. Viktoria Vogl in Donaunörsch; Egidius Rothberg in Welz; Herr Jeeger in Lachen-Fors; Herr Wilhelm Spidenbaum in Osterfeld; Hochw. Herr Vikar Anton Delich in Horn; Johann Linzenich in Eicherscheid; Anton Barth in Gutsirchen; Frau Elisabeth Beckmann geb. Mollman in Kirchhallen; M. Aloisia Schmidmayer, Chorfrau, Waldfassen; Frau Franziska Wolf, Amtsdienerswitwe, Würzburg; Alois Amend, Lehrer, Würzburg; Rupert Schneider in Oberriedenberg; Hochw. Herr Pfarrer P. Graf in Hochmössingen; Fr. Agatha Heilmann in Unterriedenberg; Frau Margaretha Vertl in Troßberg; Fr. Barnabas Fuchs O. S. A., Männerskadt. Frau Mathilde Blüner, Breslau; Frau Cölestine Elsner Palschtau; Fr. A. Janowski, Posen; H. Jos. Hüster, Altdorf; Bertha Keller, Leiten Gähmit; Wm. Kola Wajer, Engelberg; H. Pfr. Laurentius Wimmer, Commorant, Dachau; Sabina Müller, Langendorf; Fr. Babetta Käußl, München; Frau Franziska Welschhaupt, Jettingen; Fr. Benedikta Stiefenhofer, Ulm.

Erfreuliche Mitteilung.

Um auch Minderbemittelten die Aufnahme in unsern Wohltäter-Messbund zu ermöglichen, hat unser Ehrw. Vater Administrator gütigst erlaubt, daß die Mindestgebühr für das Einschreiben wie folgt festgesetzt werde: für Deutschland 1 Mk., für Oesterreich 1 Kr., für die Schweiz 1 Fr. und für Amerika 25 Cents. Näheres im Heft 1 Seite 28.

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.